Zwei Fürstinnen.

Erster Band.

Zwei Fürstinnen.

Roman

von

Luise Ernesti.

(Malwine von Humbracht.)

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Erstes Kapitel.

„Originale werden immer seltener," heißt's gar oft in unserer Zeit. Völlig sind sie aber noch nicht ausgestorben, und im Ganzen auch wohl häufiger anzutreffen, als man behaupten will.

Die Provinzial- und Handelsstadt Derenfelde besaß ein solches Original in dem Zeichenlehrer des Orts. Sicherlich war dieser Mann einer der befähigtsten Künstler der Welt — eben so sicher aber auch, daß er einer der außergewöhnlichsten und seltsamsten Menschen. Schon daß er in jener kleinen Stadt seinen dauernden Wohnsitz genommen hatte, war eine große Absonderlichkeit. Es herrschte in Derenfelde ein rein mercantiler Geist, — man hatte da Sinn für Fabriken und Handel — nur kein Interesse an der Kunst und noch weniger für deren Vertreter. Künstler gehörten für alle Einwohner der Stadt, seit Urgroßmutters

Zeiten, in die Kategorie der Tagediebe und waren in Derenfelde verpönter und mißachteter, als all' jene Lieutenants, die ihre Dienstpflicht einmal im Jahre — zur Manöverzeit — in diese kleine Fabrikstadt führte, und welche, in die Häuser der Kaufherren und Fabrikanten einquartirt — von diesen so ziemlich eine der sieben Landplagen Egyptens an die Seite gestellt wurden.

Nach diesem Orte verschlug des Geschickes oft geheimnißvolles Walten den Maler Herrn Antonius Werneck um die Zeit, als er eine längere Studienzeit in Italien beendet hatte und einem ehrenvollen Rufe folgte, der von Preußens Residenz aus an ihn — den befähigten und bereits sehr renommirten Künstler, ergangen war.

Er erblickte nämlich auf seiner Durchreise durch die Derenfelder Gegend nicht nur den interessantesten Theil der Stadt: — der, nebenbei gesagt, der hohen obrigkeitlichen Behörde, die in ihrem Ernst für hellgestrichene starke Gebäude stimmte, längst ein Dorn im Auge war — „die alte zerbröckelte Stadtmauer mit ihren epheuumrankten Wartthürmen," — nein Herr Werneck sah auch auf nahe gelegenem Berge die Ruinen einer Burg im Vollmondschein — — und obschon er Portraitmaler war, konnte er nicht am kleinsten Trüm-

merhausen vorüber, ohne diesen einer genauen Prüfung zu unterwerfen und sein Skizzenbuch mit einer landschaftlichen Studie zu bereichern.

So beschloß der talentvolle Maler denn an jenem für ihn so verhängnißvollen Abend: einige Tage in dem reizend gelegenen Derenfelde zu bleiben; jedoch waren aus diesem flüchtigen Plane nach und nach sechsunddreißig lange Jahre geworden! — Ruhm, Ehre, Reichthum und Ansehen, — die ganze glänzende Laufbahn, die vor ihm gelegen, war zerstört. — Er erreichte nur eins: die Kaufleute und Handelsherren Derenfeldes, sammt ihren Familien, nahmen zum ersten Male in ihrem Leben Interesse an der Kunst und einem ihrer Vertreter! — —

Der außerordentliche Fall war nämlich noch nie vorgekommen, daß Jemand, — der nicht unumgänglich nöthig hatte, längere Zeit im Derenfelde zu bleiben, sich dort freiwillig angesiedelt und einen dauernden Aufenthalt in jener Stadt genommen.

Die geborenen Derenfelder hingen nun sehr an ihrer Vaterstadt, die ihnen ein Eldorado schien, wie ein zweites nicht das Weltall trägt, — und daß in ihrer heiß geliebten Heimath sich nun einmal Jemand niederließ, ohne durch Umstände und Ver-

hältnisse dazu gezwungen zu sein, — dies hob Herrn Antonius Werneck in ihren Augen höher, als alle Gerüchte über sein Talent und Renommée, die sich selbst bis nach Derenfeld Bahn brachen und dort eine immer eifrigere Verbreitung fanden.

Freundlich, wohlwollend betrachtete man daher den stillen Fremdling, der die ersten Monate sei= Aufenthalts, so zu sagen, an der alten Stadtmauer lebte, und nach Ausspruch der schaulustigen Straßenjugend jeden Stein derselben zeichnete. Gastlich öffneten sich aber auch dem Künstler alle so ziemlich hermetisch verschlossenen Thüren der reichen Handelsherren, als das Orakel Derenfeldes, die verwittwete Waschfrau Friederike Meyer, welche Herrn Werneck's Aufwärterin geworden war — feierlich erklärte: „der fremde Maler sei der beste, der tugendhafteste Mensch, — sei beinahe so gut wie ein Derenfelder Kaufmann!" — — —

Alle Einwohner der Stadt kannten Frau Friederike als keine mit Lob freigebige Natur, — ihre Zunge war im Gegentheil eine gefürchtete, und ihr Urtheil seit undenklichen Zeiten ein maßgebendes. So traute man ihm denn auch dieses Mal, glaubte sogar das Unglaubliche, daß sie aus reiner Theilnahme an dem Geschick des einzeln und einsam dastehenden Künstlers ihren Be=

ruf aufgebe, um ihm zu dienen, — obschon man wußte, daß die Gicht bei den Entschlüssen der Frau Meyer ein sehr entschiedenes Wort mitredete und ein derartiger Ruheposten seit lange das Ziel ihrer geheimsten Wünsche gewesen war.

Die Resultate, zu denen Maler Werneck im Laufe der Zeiten in jener Handelsstadt trotz aller Freundlichkeit der Menschen gelangte, waren im Ganzen genommen höchst trübseliger Art. Man hieß ihn nicht nur nach Jahresfrist einen „närrischen Kauz," und derbere Naturen drückten sich sogar kräftig dahin aus: „Werneck ist ein verrückter Narr" — — nein, aller Liebe zu ihm und jeglicher Theilnahme an seiner Kunst drohte Tod und Vernichtung, als man endlich zu der Ansicht kam, seine Güte an einen dieser Huld völlig Unwürdigen verschwendet zu haben.

Maler Werneck rettete in diesem kritischen Moment gänzlichen Umschlags der ihm gewidmeten Gunst noch zu guter Stunde sein angefochtenes Renommée und ehrlichen Namen, — wenn auch ein wenig spät und durch hohen Preis, den Preis völligen Rückschritts in der Kunst — nämlich: „Zeichenlehrer in Derenfelde zu werden."

Der Grund all' jenes Uebels, das Motiv zu diesem Rückschritt, war aber einzig und allein in

des Künstlers absonderlicher Marotte zu suchen, sich von keinem seiner Bilder trennen zu können.

Als die haute volée von Derenfelde nämlich wußte, welch berühmter und befähigter Maler Antonius Werneck war, ließen sich alle von ihm portraitiren. Wer aber beschreibt das Staunen der guten Leute, als sie ihre eigenen Bilder nicht erhielten, diese Gemälde, die doch bestimmt waren, entweder als Putzstück in den Visitenstuben zu prangen, oder als Erinnerung und Geschenk an auswärts verheirathete Kinder und liebe Verwandte gesandt zu werden.

Zur höchsten Zier eines Zimmers konnten die Werneck'schen Portraits in der That dienen. Er schuf seine Werke in dem feinen Genre Terburg's, und in all' seinen Köpfen und Gestalten lag die Frische und das Leben der italienischen Schule; es waren Bilder, die den Eindruck machten, als könnten sie aus dem Rahmen treten, als wollten sie den Beschauer anreden.

Von wirklicher Bewegung war nun aber bei Maler Werneck's Schöpfungen nicht mehr die Rede. Er ließ die Portraits in seinem Atelier stehen oder hing sie auf — und dort blieben sie, was die Originale derselben auch thaten, sie zu erhalten.

War im Anfange diese Seltsamkeit des Künst-

lers von den Männern auf ihrem Casino, — von den Frauen in Thees und Kaffees besprochen und herzlich darüber gelacht worden, so trat doch später ein gewisses Stadium von Aerger und Empfindlichkeit ein, und es wurden immer Wenigere, die sich noch auf die wagehalsige Unternehmung einließen, Herrn Werneck zu sitzen, um ein gelungenes Portrait ihrer Person zu erhalten.

Noch einmal flammte der Hoffnung Schein in den Herzen aller Gemalten hell auf, als bekannt und bekannter wurde, wie der Künstler den letzten Rest seines kleinen Vermögens aufgenommen hatte, das er in dem Banquiergeschäft der Gebrüder Adelka in Derenfelde einst niedergelegt. — Man eilte nun zu ihm, man bot ihm Summen über Summen für die Bilder — vergebens! — denn selbst die Bedrängniß seiner pecuniären Lage überwand nicht seine Absonderlichkeit, die Portraits abzugeben und das Honorar dafür in Empfang zu nehmen.

„Die Portraits sind noch nicht fertig! — das Bild ist mir nicht gelungen!" entgegnete er freundlich und — behielt seine Gemälde!

Diese Seltsamkeit erschien den einfachen Derenfeldern ein Anzeichen stillen Wahnsinns zu sein, als Frau Friederike Meyer einige Monate später weh-

klagend bei all' ihren früheren Kunden erschien und unter Thränen erzählte: „Gastwirth Bärmann hat heute meinen armen Herrn pfänden lassen, weil er auf den gütlichen Vergleich nicht eingegangen ist, seine Schuld an Wein und Speisen mit dem wohlgetroffenen Portrait seiner Frau zu bezahlen, die es anstößig findet, ihr Bild länger im Atelier eines Malers zu lassen."

Dem bösen Beispiele des Gastwirths folgten viele andere Drohungen und gewaltsame Durchführungen derselben von jenen Personen in der Stadt, die Forderungen an den Maler hatten und gern ihre Bilder dadurch erzwingen wollten. Die nobelgesinnte haute volée, die Fabrikanten und Kaufleute, benutzten indessen diese üble Lage Wernecks, abermals Sturm auf ihre Portraits zu laufen. Vergeblich aber beschworen Wittwen den Sonderling um die Bilder ihrer heimgegangenen Gatten oder frühverstorbenen Kinder, — vergeblich baten ihn Jünglinge und Jungfrauen um ihre Väter und Mütter, die Werneck als Braut- oder junge Leute gemalt hatte, — — er ließ sich Alles von seinen Gläubigern fortnehmen, — nur gab er kein Bild, das ihn hätte retten und in bessere Lage bringen können! —

Wären die Bedürfnisse des Künstlers nicht so

gering und klein gewesen, oder die Derenfelder Reichen hartherzig, so hätte Werneck in der Lage vielleicht nicht so lange ausdauern können, wie in Wahrheit geschah. Er brauchte aber wenig, und bei den Gebrüdern Adelka verzinste sich sein kleines Capital noch immer, trotzdem der letzte Groschen davon längst aus dem Geschäfte wieder entnommen war. So hielt sich denn das alte Original, ohne recht zu wissen auf welche Weise, und nur das wußte er genau, daß er seine geliebten Bilder schützen müsse, wolle er sie sich alle erhalten, und dies zu thun beabsichtigte er immer ernstlicher. — Er brachte denn die am meisten gefährdeten Portraits in sein Schlafzimmer, das eine Art gefeiten Reichs für Derenfeldes Bewohner war, und in welches selbst der drängendste Gläubiger oder ein auf sein Bild verkommenstes Original um keinen Preis eingedrungen wäre.

In jenem Schlafzimmer des genialen Künstlers sollte nicht nur die fabelhafteste Unordnung herrschen, — nicht allein ein Gerippe stehen und die verschiedensten Menschenknochen liegen, — nein, dort hauste auch des alten Mannes Liebling: seine zahme Schlange, an deren Zahmheit Niemand glaubte! — — — —

Dort blieben die Bilder unangefochten, und

Antonius Werneck fristete fortan wieder in vollkommenster Ruhe sein bescheidenes Dasein. Dieses stille, einförmige Dasein gestaltete sich auch von dem Tage ab besser, fast glänzend, als die Kaufleute der Stadt, bei einer Besprechung über des „närrischen Kauzes" Angelegenheiten und zunehmende Curiositäten des „alten Narren," von einem Fremden die Worte hörten:

„Mein Himmel, dieser Maler muß ja ein ganz capitales Original sein, und wer hätte solch' genialen Künstler in dieser rein mercantilen Stadt vermuthet!" — — —

Derenfeldes langjähriger „närrischer Kauz" — ein Original — ein Genie! — Man fand das plötzlich auch, — fand es interessant, abermals im Besitz eines noch nicht dagewesenen Falles zu sein, und beschloß allgemein, für dieses Capitaloriginal zu sorgen, das seine Genialität so weit getrieben, freudigen Herzens zu hungern, um nur im Besitz seiner erschaffenen Werke zu bleiben.

Maler Werneck wunderte sich zwar ein wenig über die Ueberfülle von Wein und Speisen, die Frau Friederike ihm nun fortan brachte; er staunte auch ein wenig, als all' seine Vorräthe an Malerutensilien sich ohne sein Zuthun und Bemühen einfanden, — er merkte aber den Zusam-

menhang erst an dem Tage, als in seinem Wohnzimmer wieder jene herrlichen Statuen erschienen, von denen er sich nur so schwer getrennt und die er immer vermißt hatte. — Er war gerührt — gab in dieser Stimmung selbst viele Bilder fort, und zeigte sich doch auch zu stolz, all' jene reichen Unterstützungen ohne Vergütung ferner anzunehmen. Zum Glück fand sich ein Auskunftsmittel, das beide Theile befriedigte.

Der Kunstsinn der Derenfelder hatte sich nämlich während der langen Anwesenheit eines Malers in den bescheidenen Mauern ihrer Stadt zu der Höhe emporgeschwungen: „Zeichnen für eine hübsche Beschäftigung anzusehen und passend zu erachten als angenehme Unterhaltung für Kinder und junge Mädchen."

Man machte daher Werneck den Vorschlag, Unterricht in der Kunst zu ertheilen, in der er Meister. Er ging nicht nur freudig auf die Idee ein, — gründete sogar in seiner Wohnung eine Art von Akademie, als sich nach und nach herausstellte, daß er die Stunden außer dem Hause entweder völlig vergaß oder im glücklichsten Falle dann erschien, wenn die zum Unterricht anberaumte Zeit lange vorüber war.

Erst die Akademie im eigenen Hause des Künst-

lers brachte Schwung und Ordnung in die Sache, und seit den letzten Jahren gab er alle Stunden in seiner Wohnung, da die Eltern erwachsener Töchter, in Anbetracht der Jahre und des tadellosen Rufes Werneck's, nichts Anstößiges darin fanden, ihre wohlerzogenen Kinder, die den Maler alle „Vater" nannten, und die er seit der Geburt kannte, in das Atelier zu schicken. — Etwas seltsamer Art blieben diese Stunden aber immer. Die jungen Damen konnten Anstands halber nicht in dem Chaos sitzen, das Herr Antonius immer in seinen Räumen darbot und in welchem die kleineren Kinder auch ausdauerten. Er hatte das Ordnen seiner Zimmer selbst übernommen, — nie gelitten, daß Frau Meyer dort etwas anrührte, und weil nun seine Begriffe von aufgeräumten Stuben eben so verwirrt waren, wie alle seine übrigen Anschauungen, die in's praktische Leben eingriffen, so sah es stets mehr denn genial in seiner Wohnung aus.

Die kunstsinnige und talentvolle Mädchenwelt Derenfeldes kam ihrem Lehrer nun zu Hülfe. Sie bahnte sich Platz zum Zeichnen und Malen, ob er auch Zeter über ihre Willkür schrie, oder in kindlicher Naivetät meinte, sie könnten sich, wenn sie nur wollten, mit dem winzig kleinen

Raume Alle begnügen, den er in irgend einer Ecke entdeckte.

Jene wohlgesittete Jungfrauenschaar, die von ihren Eltern als Musterexemplar weiblicher Erziehung betrachtet wurde, begnügte sich aber nicht nur niemals mit solcher Ecke, wenn sie wie die wilde Jagd in Werneck's stilles Heiligthum der Kunst gestürmt war; sie überwand auch mit Energie und Consequenz andere Klippen, an denen ihr Lerneifer hätte scheitern können. — Malte der Künstler nämlich selbst, wenn sie bei ihm eingedrungen waren, so brachte ihn für gewöhnlich nichts von der Staffelei fort. Jene junge Damen, die nun eben nichts weniger waren als Damen, die wilde Kinder geblieben, obschon sie die Kinderschuhe ausgezogen, sie riefen in ihren Zeichenstunden so lange unbarmherig: „Vater Werneck, mein Haus fällt um! — Edler Meister, meine Nase wird schief!" bis der gepeinigte Künstler seufzend seine Staffelei verließ, indem er leise vor sich hinmurmelte:

„Daß diese Kinder nie lernen, in Ruhe zu arbeiten!"

Unterrichtete Werneck in der That, lehrte er seine Schüler Häuser hinstellen, die nicht mit Einsturz drohten, zeigte er ihnen, Nasen zu for-

men, wie sie in der Welt zu finden sind, — — kurzum, führte er sie mit Stift und Pinsel ein in das Gebiet der wahren Kunst, — so lernten Alle von ihm in Stunden mehr, denn bei anderen Lehrern in Wochen und Monden.

Daß seine Methode sich als eine so vorzügliche erwies, war auch der Grund; daß zuletzt Niemand mehr die originellen Zeichenstunden originell fand; sondern jede und alle Absonderlichkeit des Künstlers in den Augen der Derenfelder durch sein unverkennbares Genie vollkommen gerechtfertigt da stand.

Zu dem guten Unterrichte kam der gute Wille der Werneck'schen Schüler und Schülerinnen. Sie liebten ihren alten, sonderbaren Lehrer zärtlichst, und es war eine Art von Ehrensache, von ihm gelobt oder befähigt genannt zu werden.

Gar manche Mutter, deren Kind lange Jahre bei dem Künstler gearbeitet hatte, zeigte voll Stolz auf Landschaften in Sepia und Tusche, auf Köpfe, die in Kreide und Pastell ausgeführt, auf Blumen und Fruchtstücke, — auf Bilder in Aquarell- und selbst Oelfarben, — ja man fing an, nachdem man solche Meisterschöpfungen seiner eigenen Kinder aufzuweisen hatte, sich ob des Umstandes zu trösten, kein unsterblich Werk des Ma-

lers Antonius Werneck selbst zu besitzen, um die Visitenstube des Hauses damit schmücken zu können.

So war denn nach und nach des Künstlers Aufenthalt in Derenfelde eine große Freude für die Bewohner der Stadt geworden, und lange, — lange hatte man sich nun mit der edlen Malerkunst und deren Vertreter ausgesöhnt. Man würde indessen irren, setzte man die Zufriedenheit nur auf dieser einen Seite voraus, denn Antonius Werneck fühlte sich in der Stadt des Handels und der Fabriken auch glücklich, — vollkommen zufrieden mit dem ihm so bescheiden zugefallenen Glücksloose.

Jener geniale und befähigte Künstler, der vor sechsunddreißig Jahren in Derenfeldes Mauern als junger Mann eingezogen war, und vor dem eine so glänzende Laufbahn in einer unserer größten deutschen Residenzen gelegen hatte, — er gab nie zu, bei dem völligen Umschlag seiner Verhältnisse irgend Etwas eingebüßt zu haben, oder — sich nach besserem Schicksal als dem eines Zeichenlehrers zu sehnen! — Selbst seine isolirte Stellung machte ihm keinen Kummer, denn sagte je Jemand voll Mitleid zu ihm: „Mein Gott, wie allein Sie in der Welt stehen," so rief er eifrig:

„Allein? — Das bin ich fast nie, und jedes Kind nennt mich hier Vater!“

So war's auch in der That. Werneck's Haus besuchten noch all' die Schüler und Schülerinnen, die ihm jetzt bereits ihre Kinder zum Unterrichte sandten, — ihn nannte „Vater“ Groß und Klein, Alt und Jung; und wär's ihm eingefallen, jetzt Derenfelde zu verlassen, so würde mindestens eine Schaar dieser Stadt, seine Lieblingszeichenstunde, die, weil sie seit frühester Kindheit bei ihm Unterricht hatte, sich trotz ihrer Jugend „die alte Zeichenstunde“ nannte, — — diese Schaar mindestens würde ihm die Abreise nicht gestattet haben, — ja, sie würde nöthigenfalls jene zerbröckelte Stadtmauer, die ihn einst gefesselt, abgebrochen und als Barrikade zwischen ihm und seinen Fluchtplänen errichtet haben. — Doch nicht nur diese alte Zeichenstunde, „die energischste Corporation Derenfeldes“ — wie sie auch hieß — liebte den alten Lehrer zärtlich, an ihm hing so zu sagen die ganze Stadt.

In dieser Epoche einer allgemeinen Liebe für das alte Original fiel plötzlich, wie aus Wolken, der Beweis vor Werneck nieder: noch weniger allein und vereinsamt in der Welt dazustehen, als er selber glaubte. Er sollte überzeugt werden,

nicht so vergessen und verschollen zu sein, wie man gewöhnlich annimmt, daß es die Personen sind, die zurückgezogen leben und in stiller Abgeschiedenheit ihren Wohnsitz erwählt haben.

Zweites Kapitel.

In der Frühe eines herrlichen Sommermorgens war's, als das alte Original der Stadt Derenfelde, Herr Antonius Werneck, in seinem Wohnzimmer an der Staffelei saß und eine jener reizenden Farbenskizzen in's Leben rief, die seinen Blumen malenden Schülerinnen als größter Sporn bei ihren Arbeiten dienten. Es war ein Strauß graziös geordneter Feld- und Waldblumen, welche er am vergangenen Tage bei einer Excursion durch Berg und Wald gepflückt hatte, und den er nun auf einem Bogen grauen Papiers, mit wenig leichten Farbentönen, in seiner ganzen Frische und anmuthigen Form wiedergab.

In dem Zimmer sah es, wie stets, sehr bunt und chaotisch aus. Es war Atelier, Garderobe, Wohngemach, Eßsalon und Speisekammer — jetzt außerdem noch angefüllt mit Epheuranken und

Moos, Eppich, Blumen und Gräsern, — kurz, mit dem ganzen gewöhnlichen Ertrage von Maler Werneck's einsamen Spaziergängen.

Sehr spät, erst nach Mitternacht, wie das bei Vollmond sehr häufig zu sein pflegte, war der Künstler auch am vergangenen Abend in seine Wohnung heimgekehrt. Er hatte den botanischen Ertrag seiner Wanderung hingeworfen, wo sich Platz dafür gefunden, — selbst nur einige Stunden geruht und von Tagesanbruch an gemalt.

Wie ungeordnet aber auch das Zimmer war, — es fesselte den Blick in angenehmer Weise durch die künstlerische Ausstattung an schönen Gemälden und einigen herrlichen Statuen; es machte den freundlichsten Eindruck, durch seine Aussicht in's Freie, durch Blick in einen großen schönen Garten, wo Rosen im üppigsten Flor standen, Rasenflächen ein sammetartiges Grün zeigten, durch alte hohe Bäume und niedere Blüthenbüsche Vögel singend von Zweig zu Zweig flatterten und die ganze heitere Pracht des Sommers im frischen Thau des jungen Morgens erglänzte.

Werneck stand malend an einem der großen, weit geöffneten Fenster seiner Stube. Er war so in seine beinahe beendete Arbeit vertieft, daß er weder die strahlende Schönheit des neuen Tages

— noch seine alte, häßliche Aufwärterin bemerkte, die gegen acht Uhr mit dem Kaffee in der Stube erschien, und welche doch weder wie Geist noch Sylphe durch's Zimmer schwebte und auch nichts weniger denn geräuschlos das Kaffeegeschirr niederstellte.

Als Werneck sich auch da nicht nach ihr umwandte, als sie mit dem Tone kräftigen Brummbasses „Guten Morgen, Herr!" rief, da schüttelte sie bedächtig ihr altersgraues Haupt, auf dem über steif gestärkter Morgenhaube eine noch steifer gestärkte Schleife von weißem Zeuge thronte. Mit diesem Kopfschütteln verband sich ein tragischer Blick Frau Meyer's auf den Künstler, der all' die Angst ihres Herzens verrieth, die jene alte gute Frau stets um den empfand, der so ganz anders war wie alle anderen Menschen, und nach ihrer felsenfesten Ueberzeugung auch nicht die Sinne in so normaler Form und Weise in seinem Kopfe vereinte, wie sie zum nothwendigen Bestehen der vollen Vernunft erforderlich sind.

Sie hatte, wie wir wissen, einen Dienst bei einzelnen Herren — einen solchen Ruheposten — aus Gesundheitsrücksichten ersehnt, obschon sie sich einbildete, aus Interesse an der Kunst ihre Profession dem Maler zum Opfer gebracht zu ha-

ben. Sie hatte dieses Opfer, wie sie sich ausdrückte, auch nie bereut und war immer zufrieden mit ihrer Stellung gewesen. Sie liebte auch den alten einfachen Mann zärtlichst und war zufrieden, fort und fort, ging Alles im Geleise des Alltäglichen; — doch sowie sie ihren Gebieter völlig versunken in seine Kunst fand und sah, wie sein Schaffen ihn der Welt entzog — fürchtete sie stets viel für ihn — noch mehr für sich und ihre Zukunft, trotzdem diese, da sie das sechzigste Jahr bereits überschritten, nicht mehr so verhängnißvoll und ereignißreich sein konnte, als man nach ihren Reden darüber anzunehmen berechtigt war.

Abgestorben für die Außenwelt, war Maler Werneck auch an diesem Morgen in dem Augenblicke, wo Frau Friederike Meyer ihm das Frühstück brachte. Er bannte auf den zarten Kelch einer weißen Waldanemone, über die sich Zweige blauer Glockenblumen wölbten, jenen zierlich grünen Käfer, der auf dem schwanken Rande eines Blattes seine Promenade machte. Der Künstler hatte nur Auge und Sinn für das fein gebaute Geschöpfchen, das jetzt plötzlich den Saum der Blätter verließ und auf den Staubfäden der Anemone sich ausruhte. Entzückt, begeistert schaute er auf den zarten Käfer an diesem schwachen

Halt, und hatte weder Auge noch Ohr für seine alte Dienerin und ihren Morgengruß; weder Sinn für den Kaffee, den sie ihm anempfahl: doch einmal warm zu trinken! — Frau Friederikens Schleife schwankte auf der Morgenhaube hin und her, als sie sah, daß ihr Herr ganz gewöhnliche Waldblumen so entzückt betrachtete; denn daß es nur ein Käfer war, bemerkte sie nicht einmal! — Angsterfüllt faltete sie ihre Hände; im Glauben, daß jetzt der lange gefürchtete Moment seiner völligen Geistesverwirrung gekommen sei, flüsterte sie besorgt:

„Was soll aus mich werden, wird er janz närr'sch? heimathberechtigt bin ich nich in diese unjlückselige Fabrikstadt, und meinen juten Ruf büßte ich ein durch Condition bei einem Maler!"

Der Käfer wurde fertig unter der alten Aufwärterin melancholischer Betrachtung. Naturgetreu war er wiedergegeben, und ein selig Lächeln durchflog die gefurchten Züge des Künstlers. Befriedigt blickte er von der Copie auf das niedliche Original. Da hoben sich plötzlich die zarten Schwingen, leicht stieg das Modell empor, zog hinaus durch's Fenster hin in jenen Sonnenstrahl, der durch's Gezweig der alten Buche zitterte, und Werneck schaute sinnend dem entschwindenden

Punkte nach, während Frau Friederike einen Versuch machte, ihren Gebieter zu retten, noch einmal in's Reich der Wirklichkeit zurückzuführen und laut schrie:

„Herr, — um neun Uhr ist heute Stunde der alten Zeichenstunde!“ Sie hatte jetzt die Beruhigung, wahrzunehmen, daß er sie gesehen und gehört hatte; sie empfahl sich dann, nochmals auf den Kaffee deutend, und ging.

Eine Viertelstunde später pochte es laut an die Thüre Werneck's, und fast im selben Moment überschritt auch schon ein junger Mann die Schwelle.

Er mochte fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen. Für dieses Alter hatte er selten feste, charaktervolle Züge, die seinem Gesichte voll Adel und Seele ernsten, männlichen Ausdruck verliehen. Sein leicht gelocktes Haar, sein Bart, beides auffallend reich und von tiefem Dunkel, markirten Kopf und Züge noch mehr; während schwarze Augen voll hellen Lichts dem ganzen Antlitz Leben und Bewegung gaben. Es waren Augen, die fesseln und bannen; ein Blick, so voll, frei und klar, wie offen, hell und ruhig; — es waren Augen, die nie übersehen werden konnten, weil der flüchtigste Anblick ihres Lichts zeigte, daß sie scharf jedes Dunkel durchdrangen, voll Verstand

und Intelligenz ihre Umgebung beobachteten und selbst Alles klar übersahen.

Zu jenen Augen, seinem ausdrucksvollen Kopfe paßte vortrefflich die hohe gutgetragene Gestalt des Mannes mit ihrer leichten Bewegung. Die ganze Erscheinung gehörte zu den seltenen im Leben, die nicht nur angenehm auffallen, sondern durch ihre hervorragende Bedeutendheit anziehen und durch ihr aus Auge und Zügen strahlend Uebergewicht des Geistes unwillkürlich fesseln.

Nachdem der klare Blick des jungen Mannes das Zimmer durcheilt und an dem alten Maler haften geblieben war, der gar nicht von seiner Arbeit aufsah, glitt ein heiteres Lächeln über sein jugendfrisches Antlitz, und er rief mit wohlklingender Stimme:

„Ganz wie damals! — Sieht sich nicht um, wenn Jemand kommt, malt weiter, wenn man ihn ruft! — Onkel, Du bist und bleibst doch ein Genie und Original, wie kein zweites die Erde trägt!"

Maler Werneck, zur Zeit ein Mann von zweiundsechzig Jahren, blickte jetzt nicht nur überrascht empor, nein er trat auch mit sichtbarstem Staunen seinem Gaste entgegen und wiederholte verwundert:

„Onkel! — Onkel? — "

Der Andere lachte lauter, herzlicher, streckte ihm die Hand entgegen und fragte mit gewinnender Offenheit:

„Zürnst Du mir auch nicht, daß ich Dich so überfalle?"

„O nein, — obschon Fremde mich eigentlich wenig besuchen, und auch nicht gleich Du nennen."

„Fremde? — ahnst, weißt Du wirklich nicht, wer ich bin, Onkel?"

„Wer Sie sind? — nein! Und warum nennen Sie mich Onkel? Ich bin der Maler Antonius Werneck. Onkel hieß mich noch Keiner! Wie kommen Sie zu dem Titel?"

„O doch — ich, lieber Onkel nannte Dich schon so; es sind zwar fünfzehn Jahre her, und damals war ich noch ein Kind."

„Ein Kind, das mich Onkel nannte! — hm — hm — in der That, jetzt entsinne ich mich eines Knaben, eines schönen Kindes, das mich einmal Onkel nannte. Ja, es ist wahr! — und das sind Sie? Sie jenes Kind?" —

„Ja! Dein Neffe, lieber Onkel, — glaub's nur!" rief der junge Mann, von Neuem herzlich lachend, „was Du auch thust und machst, diesen Verwandten schüttelst Du Dir nicht ab; denn ich habe Dich zu lieb in all' Deiner Originalität —

hab' mich auf dies Wiedersehen seit lange gefreut, wie ein Kind. — Guten Morgen denn, geliebter Onkel! und sage mir nun endlich, daß Rudolf Seeberg, der älteste Sohn Deiner jüngsten Schwester Christine, Dir ein wenig willkommen ist und Dich nicht stört."

„Christine! — mein Gott ja, so hieß Jemand, den ich kannte. Richtig! es war eine Schwester, meine kleine Schwester, — ein Kind auf dem Schooße der Mutter, als ich im siebzehnten Jahre nach Rom zog! — — Ja, ja — sie schrieb auch später manchmal an mich! — Christine? — — sie heirathete — — — und Sie — Du — bist also wirklich ihr Sohn! — hm — hm, — jenes kleine Kind und dieser große Sohn! — — Lebt Deine Mutter noch?" —

„So Gott gnädig ist, befindet sie sich wohl und munter hier auf Erden." —

„Wohl und munter! — hm — als ein Kind war sie sehr kränklich — und, mein Gott — wie ist mir denn — da war noch ein Mädchen im Hause!"

„Bertha — Christinens ältere Schwester."

„Ja — richtig! — Bertha — sie ging nach Paris und gründete dort später eine kleine Schule und Pensionat."

„Mein Vater erzählte Dir dieses, Onkel, als er mit mir vor fünfzehn Jahren Dich hier besuchte. Ich entsinne mich dessen ganz genau."

„Dein Vater! — ja richtig, Du hattest einen Vater! Er nannte sich mein Schwager. — Nun weiß ich plötzlich Alles wieder! — Er war ein schöner Mann. Er sah Dir ähnlich — mildere Züge! doch ganz jenes volle Auge, das ich so liebe und nicht vergessen habe, bitte, wende Dich doch einmal dort zur Seite, daß ich Dein Profil sehe. — So! — ach — sehr reine Linie! — aber mein Himmel, welch einen Bart Du hast! — Da ist ja ganz verdeckt der Schnitt des Mundes — die Form von Wange und Kinn! O, den Bart mußt Du abschneiden. Ja, ja, ich sah Dein Gesicht schon einmal. Du siehst Deinem Vater sehr ähnlich; — wie geht's ihm?"

„Ihm? — Der ist ja todt, Onkel — seit länger denn zehn Jahren. Ich schrieb es Dir damals auch, im Auftrage der Mutter."

„So? — ja, — nun entsinne ich mich dessen! — Meine Schwester hatte auch oft geschrieben — [illegible]er ich glaube, ich antwortete nie; ich glaube [illegible]ich kann nicht mehr schreiben! — Dein Va[illegible] — was war er doch?"

[illegible]iger! er stand zuletzt als Consistorial-

rath in O*dorf, und dort starb er auch, bald nachdem er jene gute Stelle erhalten hatte."

„Wo wohnt Deine Mutter jetzt?" —

„Noch immer in O*dorf. Es ist da ein vortreffliches Gymnasium, das auch mein Bruder besuchte, der sieben Jahre jünger wie ich, und nun Student ist."

„So hast Du Geschwister?" —

„Nur jener Bruder blieb von sechs Kindern außer mir am Leben."

„Sechs — sieben Kinder! — Gott im Himmel — da hat's die arme Christine wohl sehr schwer gehabt nach Deines Vaters Tode?"

„Entsetzlich! und sie hat sich aufgeopfert, wie selten eine Mutter. Um mich studiren zu lassen, verkaufte sie Alles, was besondern Werth hatte — ich erfuhr das erst später! — Gott sei Dank, jetzt geht's besser — und seit lange helfe ich ihr nun, den Bruder zu erziehen."

„Du bist Angestellter im Staatsdienste?"

„Nein! — und ich möchte selbst jener Aussicht die ich dazu habe, sogar gern Valet sagen. I bin Hauslehrer im gräflich Arnstein'schen H — oder, um mich meiner Würde gemäß drücken, eigentlich Hofmeister des einziger

des Grafen Constantin Arnstein, und — uneigentlich, bester Onkel, bin ich Candidat der Theologie."

„Wie — was — ein Candidat mit solchem Barte! Ist das erlaubt?"

„Wir leben auf dem Lande, Onkel, da geht's schon."

„So! — Nun, ich würde Dich dieses Bartes halber eher für einen Militär gehalten haben, denn wie ein Geistlicher, lieber Neffe, siehst Du am wenigsten aus — da eher noch wie ein Künstler."

„Letzteres möchte ich gern werden, bester Onkel. Deshalb bin ich auch hier, Du sollst meine Zeichnungen einmal ansehen, beurtheilen und mir rathen!" —

„Ah, Du hast eine Mappe bei Dir! — vortrefflich! — O, glaub', es geht nichts über die Kunst! — es ist vom höchsten Werthe, in ihrem herrlichen Gebiete schaffen zu können und — freier Mann zu sein."

„So dachte ich stets, Onkel — die Mutter ›er anders, und ihr Flehen besiegte damals ne Wünsche. Ihr zu Liebe — einzig aus Liebe Dankbarkeit gegen sie — wurde ich Theolog; be es nicht gern und wartete vergeblich auf n Trieb, der, wie sie immer meinte, sicher n würde — kommen müßte. Statt

dieser Freude am Beruf — aber immer stärkerer Drang zum Künstlerthum, und oft — oft sagte sie traurig: „In Dir steckt nichts vom Geiste des Vaters — sondern ganz der Sinn meines Bruders."

Maler Werneck blickte mit Liebe auf seinen Neffen, Gefühle zogen durch sein Herz und seine Seele, wie er sie noch nie empfunden, und in den durchgeistigten Zügen seines feinen, bleichen Gesichts spiegelte sich ein Ausdruck ab, der das gefurchte Antlitz unendlich verschönte.

„Mein lieber, lieber Neffe!" rief er treuherzig und voll Wärme, „bist Du mir ähnlich in Sinn und in Gedanken, — fühlst Du ein gleiches Streben, so will ich Dir wünschen, daß Du auch einst gleiche Freude am Schaffen hast, wie ich sie stets in Ausübung der Kunst fand, und nur Deine Erfolge mögen glänzender sein, denn die meinen waren!"

Ein heißes Roth überströmte des jungen Mannes Gesicht. Sein Blick nahm einen Ausdru- an, wie wenn der Geist durcheile die weiten die dunkeln Fernen der Zukunft.

„Du bist glücklich, Du bist zufrieden, O-" fragte er nach kurzer Pause langsam und

„Beides!" entgegnete der alte Ma- gen Herzens.

„Das sind die besten Erfolge unseres Strebens, lieber Onkel, und — ich wünsche mir nur diese!“ rief Rudolf Seeberg rasch und lebhaft.

Werneck sah ernst und gedankenvoll auf seinen Neffen, der die letzten Worte mit so tiefer Bedeutung gesprochen hatte, und sagte lächelnd:

„Die Ansichten von Glück sind nun aber eben so verschieden, wie mannichfaltig jene Wege, auf welchen das Herz seine Zufriedenheit sucht und findet, und so bezweifle ich sehr, mein lieber Neffe, daß Deine Wünsche in den engen Grenzen meines kleinen Reiches ihre Befriedigung finden würden — Dein ganzes Wesen — Deine Bildung Dich nicht ganz wo anders hinführt, wie mich, dessen anspruchsloser Sinn nur in Ruhe bei der Arbeit seinen höchsten Genuß sah und auch fand!“

Noch einmal jenes heiße Roth auf Stirn und Wangen des jungen Mannes; noch einmal der Blick des Forschens in das umschleierte Gebiet der Zukunft, und dann sich umschauend, — hinausschauend in die sonnige Pracht des Gartens, sprach er lächelnd:

„Ja, Onkel, meine Träume des Glücks dehnen sich allerdings weiter aus und schweifen fort über

die Grenzen dieses engen Gebiets, das ich von hier aus überblicke und in dem Du zufrieden bist."

„Das dacht' ich wohl!" rief der alte Mann, bedächtig den Kopf wiegend und noch ernster, fast besorgt in das blühende Antlitz sehend, das eine Welt von Hoffnungen in Blick und Zügen verkündete.

Rudolf Seeberg errieth und erkannte die Stimmung des Geistes, die aus den ernsten Augen dessen leuchtete, der durchwandelt hatte die Bahnen des Lebens, das ihm erst noch seine Pforten öffnen sollte, und allen Ernst fortwerfend, dem Gedankenchaos entrinnend, rief er lachend:

„Schau nicht besorgt hin auf den Flug meiner Träume, geliebter Onkel, denn sieh nur, jene dichten Buchenkronen dort im Garten setzen meinen Blicken, die gern weiter schweifen wollen, bereits eine Grenze." —

„Du hast recht! — Zu was der Zukunft Träume besprechen, anstatt der Gegenwart erst hren Tribut zu zollen! — Gieb her Deine Zeichnungen!"

Werneck griff nach der Mappe in seines Neffen Hand; doch dieser wehrte ihn rasch ab und sagte heiter:

„Onkel, wie fern ich den unsterblichen Ge-

nies noch bin, denen die Kunst über Alles geht — das fühle ich erst jetzt! Mich durchdringt denn, nota bene in diesem wichtigen Moment, weder eine Sehnsucht nach Ruhm, Ehre und Gelingen — sondern einzig — wüthender Hunger — ein brennender Durst — nach Kaffee! Hab' also Erbarmen! — ich reiste Tag und Nacht, — aß seit gestern Mittag nichts, und als ich eben an der Post anlangte, ließ ich mir auch zu nichts Anderem Zeit, als — Dich aufzusuchen."

„Entschuldige, daß ich daran noch nicht dachte!"

„Bitte — keine Entschuldigung! — Dort steht Kaffee, liegt ein Brödchen! — Darf ich zugreifen?" —

„Gewiß! — Aber nein, jener Kaffee wird kalt sein — warte, bis ich in's Gasthaus geeilt bin und uns andern bestellt habe."

Rudolf Seeberg versuchte dennoch jenen Kaffee, machte ein sehr unbefriedigtes Gesicht und rief lächelnd:

„Nicht nur kalt wie Eis — auch dünn wie Wasser! — Soll ich mit Dir gehen, Onkel?"

„Nein — nein! ich bin bald wieder da! — Ich mag nicht in Gasthöfen sein und esse stets zu Hause."

„Gut — auch ich hasse die Hôtelwirthschaften.

Noch Eins, eh' Du gehst: Dort ist vermuthlich Dejn Schlafzimmer! Erlaube, daß ich mich da unterdessen vom Reisestaube befreie, und habe nur die Güte, mir ein wenig heißes Wasser für meinen armen von Dir angefeindeten Bart herauf zu schicken."

„Ich werde Dir Alles besorgen; doch bleibe in dieser Stube, denn in jenem Zimmer ist außer meiner Cilly —"

„Was hör' ich? Cilly! — Onkel, Du bist verheirathet?" —

„O nein, Cilly war meine liebe zahme Schlange. Sie ist leider todt!" —

„Onkel — ich hörte von dieser Hüterin Deiner Bilder. Bei Arnsteins ist eine Gouvernante im Hause, die Verwandte in Derenfelde hat. Sie erzählte mir davon. Also jene Cilly todt, die so Viele in Angst und Schrecken gesetzt hat!"

„Ja— leider! — Indessen ich habe jetzt einen kleinen Trost an meinem lieben klugen Beppchen."

„Eine andere Schlange?"

„Nein, eine alte Eule! Liebst Du vielleicht Eulen?" —

„Nicht daß ich wüßte; doch Dein Beppchen werd' ich wohl so lange ertragen, bis meine Toi=

lette gemacht ist! Also Beppchen heißt das Geschöpf, das jetzt Dein Liebling ist."

„Beppina eigentlich, und zwar nannte ich's so nach einem schönen Kinde in Rom, der Tochter eines Freundes."

„Ein hübsches Compliment für die junge Dame, lieber Onkel. Nun, ich werde mich beeilen, jene interessante Bekanntschaft zu machen."

Rudolf Seeberg wollte die Thür des anstoßenden Zimmers öffnen, als sein Onkel ihn nochmals zurückhielt und rasch sagte:

„Ein Meerschweinchen ist auch noch darin. Ein kleines drollig Thierchen, Trüff genannt!"

„Lieber Onkel, ich bin nun auf eine ganze Menagerie gefaßt, und hoffe nur, weder Trüffchen noch Beppina werden etwas dagegen einwenden, wenn ich mich in ihrer Gegenwart zu waschen gedenke."

Du wirst Beide sehr artig finden!" entgegnete Werneck freundlich, und entschwand durch jene andere Thür, die nach der Hausflur führte. Ehe er diese noch geschlossen und sein Neffe das anstoßende Zimmer betreten hatte, hörte Rudolf Seeberg deutlich die Worte, die auf dem Corridor gesprochen wurden:

„Du hier, Kind? Was willst Du, Mariechen?“ fragte sein Onkel staunend.

„Vater Werneck, Du bist classisch! — Zeichnen will ich bei Dir, Herr und Meister!“ erwiederte eine jugendliche Stimme.

„Zeichnen? So! — ach ja — Ihr habt heute Stunde; doch, liebes Kind, daraus kann heut' nichts werden, — ich habe Besuch — auswärtigen Besuch.“

„Wie — was, Du hast Besuch? — Doch nicht etwa ein Unglücklicher, der sich durch ein Bild von Dir, in der Erinnerung eines geliebten Gegenstandes, zu verewigen gedenkt?“

„Nein, Mariechen! es ist mein Neffe.“

„Dein Neffe? — Du hast einen Neffen, Väterchen, und sagtest uns das nie, die wir doch Alle an diesem Neffen den innigsten Antheil genommen haben würden?“

„Ich wußte es selbst nicht, mein Kind — oder — vergaß vielmehr, Euch davon zu erzählen.“

„Das klingt leider sehr glaublich, denn was vergäße nicht ein solches Genie, wie Du bist! — Was will übrigens der Neffe? — Etwa eine Deiner Schülerinnen heirathen? — Empfiehl ihm meine reizende Person, Väterchen — oder ist er vielleicht gar schon versorgt?“

„Ich weiß das Alles wirklich nicht!“ rief der alte Maler in einem so ängstlichen Tone, daß sein junger Neffe nur mit Mühe das Lachen unterdrückte.

„Gott im Himmel!“ sagte die jugendliche Stimme wehklagend, „der Mann weiß nicht einmal, ob sein Neffe eine Frau besitzt.“ Dann fügte sie mit schelmischem Tone hinzu: „Vater Werneck, weißt Du denn das mindestens genau, daß jener Mensch Dein Neffe ist?“

„Genau? — Er sagt's, liebes Mariechen.“

„Und Du glaubst es sans façon? — Allmächtiger! — Wenn nun jener theure Neffe irgend ein Vagabond ist, der von Vater Werneck's Originalität gehört hat, und —“

„Welche Idee, Kind!“

„Idee? — Nur die pure Menschenkenntniß. Laß mich daher diesen Menschen sehen, ich entlarve ihn. Wo ist er? —“

„Er ging in meine Schlafstube, um sich zu waschen.“

„In Deine Schlafstube, um sich zu waschen? — Nun, da muß es ein unschuldiges Subject sein, und ich bin beruhigt, — denn wer in Deiner Schlafstube geordnete Toilettenverhältnisse ververmuthet, unter denen Wasser doch Rang Numero

Eins einnimmt, der muß noch eine Art von Kinderglauben besitzen und kann kein Betrüger sein. Wie gesagt — ich gehe leichteren Herzens fort, als ich zu thun dachte. Was ist übrigens dieser Neffe, der sich zu waschen beabsichtigt?"

„Candidat."

„Der Theologie doch nicht?"

„Ja wohl."

„O, und das sagst Du mir nicht gleich? Du weißt doch, auf mich Weltkind ist nichts von der Passion meiner Mutter, Tanten und Cousinen übergegangen, die einzig für fromme Hirten der Seele schwärmen. — Ich meide die Häuser, wo solche de- und hochmuthsvolle Individuen der menschlichen Gesellschaft sich einfinden! Erschrick nur nicht, wenn dieser Candidat einer der Sorte ist, die sich die Wiedergeborenen nennen und von der Gnade unseres Herrn nur erwarten, daß er außer ihnen die übrige gesammte Menschheit zur Hölle und in's Fegefeuer spedirt!"

„So ist er nicht. Er ist —"

„Nicht so? — Ach, Du kennst ihn nicht, kennst überhaupt die Menschen nicht! Und wer weiß, welch' dunkle Tiefen das Herz dieses Candidaten birgt. Behüt' Dich daher Gott, Du unschuldig Lamm, und — lebe wohl; doch nein — noch

Eins! — Kann ich über Deinen Hof in Adelka's Garten kommen, oder hält Frau Leonore, die Gnädige, das Elysium unserer Kinderjahre noch immer hermetisch verschlossen?"

Die junge Dame schien die Antwort nicht abzuwarten, denn Rudolf Seeberg hörte im nächsten Augenblicke leichte Sprünge auf der Treppe, sah dann durch's Fenster und bemerkte gleich darauf eine zierliche, schlanke Mädchengestalt am eisernen Gitter des an den Hof grenzenden Gartens, die mit den kleinen Händen an der großen Pforte rüttelte, und als diese sich nicht öffnete, zurück über den Hof eilte, ohne einen einzigen Blick zu ihm hinauf zu senden, der lächelnd am offenen Fenster lehnte.

Lächelnd trat Rudolf Seeberg auch in das Schlafzimmer seines Onkels, das von dessen Schülerin, Marie Burgen, in so humoristischem Tone angegriffen worden.

In diesem, wie wir wissen, sehr verrufenen Gemache fiel des Candidaten erster Blick auf die beiden Lieblinge des alten Malers: Peppchen, die Eule, saß hoch oben auf dem Schädel des in Derenfelde so gefürchteten Skeletts; Trüff aber, das kleine Meerschweinchen, hockte dicht neben dem Schwanze der verewigten Cilly, von der Maler

Werneck sich selbst nach ihrem Tode nicht zu trennen vermocht, und die er hatte ausstopfen lassen.

Beide Insassen des Zimmers waren so höflich, sich umzuwenden, als der Candidat die Stube betrat; dieses Gemach, das halb anatomisches Cabinet, halb Menagerie, dann auch Bildergallerie war, und nur in äußerster Ecke durch ein einfaches Feldbett verrieth: den Titel Schlafstube nicht ganz umsonst erhalten zu haben.

Maler Werneck folgte seinem Neffen sehr bald in dieses Zimmer — wie Rudolf Seeberg fand, mit den vollwichtigsten Beweisen, daß die Hoffnung, Wasser in der Stube zu finden, doch keine so chimärische sei, wie Fräulein Marie angenommen hatte. In der Rechten trug der alte Mann einen Eimer, in der Linken aber einen mächtigen Krug, dessen rauchender Inhalt seine hochverrätherischen Absichten auf den zu starken Bart hinlänglich bekundete.

Herr Werneck bemerkte mit Freude und einer gewissen Genugthuung, daß sein Neffe sich bereits um die Gunst seiner Lieblinge erfolgreich bemühte. Beppchen wurde nämlich von dem Candidaten der Theologie unter herzlichem Zuspruch der Kopf gestreichelt und mit Liebesworten benannt, Trüff aber mit dem Fuße auf dem Boden hin

und her gekollert, was ihm außerordentlich zu behagen schien.

„Sieh', das lob' ich mir, das lob' ich mir!" rief der Alte lebhaft! „Gut, lieb und freundlich mit Thieren umgehen, zeugt von bravem Herzen! Ja, ja! — Wie schade, daß Cilly nicht mehr lebt, sie war das Muster einer zahmen Schlange."

„Ich gestehe Dir offen, bester Onkel, sie ist mir in jenem Zustande tiefer Ruhe bedeutend lieber."

„So? — Ja, der Geschmack ist verschieden! Doch glaube, jene Schlangen sind nicht die schlimmsten! — da giebt's andere in der Welt, die man Menschen heißt, welche viel gefährlicher sind! — Lassen wir aber das! — Dergleichen ist ein unerfreulich Thema. — Hier ist das heiße Wasser; entledige Dich damit Deines bösen Bartes, denn —"

„Wie, Onkel? — Ich mir meinen schönen Bart abschneiden? Unmöglich."

„Ja! — Ich wünschte doch sehr, die Form Deiner Wange, nach Kinn und Schläfe hin, in reiner Linie zu sehen. Sie scheint wirklich sehr, sehr gut zu sein, und ich will Dich dann portraitiren!"

„Lieber Onkel, und wäre diese Linie vollendet — den Bart schneide ich nicht ab."

„Hm! — Du glaubst nicht, wie aber solch'

ein Wald von Haaren den Schnitt des Gesichts beeinträchtigt! Nimm z. B. Deinen Mund! Da verräth sich zwar jener schöne Schwung der Oberlippe, doch, mein Gott, wie ist die Form verdeckt — nicht einmal mein geübtes Auge kann Zug und Linie verfolgen. Nimm also wenigstens den Bart fort! er stört wirklich beim Studium der Linien, und —"

„Onkel, unser Kaffee!" —

„Ja so — verzeih'! — Nun, ich gehe gleich und hoffe, Trüff und Beppchen werden Dir die Zeit angenehm verkürzen, Beide sind sehr drollig und sehr zahm."

Wie vortrefflich in der That aber ein Zufall dafür sorgte, daß dem jungen Theologen die Zeit nicht lang wurde, ahnte das alte Original nicht, als er das Haus verließ und völlig vergessen hatte, was Friederike, seine Aufwärterin, ihm beim Fortgehen gesagt: „Um neun Uhr ist heute Stunde „der alten Zeichenstunde."

Drittes Kapitel.

Rudolf Seeberg stand gewissermaßen an dem Hauptwendepunkte seines Lebens, als er ahnungslos vor den bestaubten Spiegel in seines alten Onkels Stube trat und Wange und Kinn so sorgfältig einzuseifen begann, als wäre sein Bart nicht nur den zehnten Theil so üppig, sondern als habe er die heilige Verpflichtung, treu zu wahren, was ihm Mutter Natur so verschwenderisch beschieden hatte. —

Der Bart, die ganze Accuratesse, die der junge Mann bei der Pflege desselben an den Tag legte, eignete sich äußerst wenig für einen Candidaten der Theologie. Da er aber selbst längst eingesehen, für den Beruf nicht zu passen, den er nur aus Rücksicht für seine Mutter erwählt hatte, — da er beabsichtigt, Künstler zu werden, — und außer Trüff und Peppchen ja auch keine weiteren Zeugen

seiner ein wenig hell hervorleuchtenden Eitelkeit in dem Zimmer sind, — so lassen wir ihn denn um so ungestörter seine Toilette beginnen, als er doch so bald in dem Geschäfte unterbrochen wird.

In das Wohnzimmer Werneck's stürmt nämlich plötzlich lachend, lärmend, jubelnd eine fröhliche Schaar! Aus dem Chaos von Stimmen und Worten entnimmt der Candidat nebenan sofort, daß es junge Damen sind, die zur Unterrichtsstunde gekommen, — den Lehrer nicht treffen, von dem Falle aber durchaus nicht überrascht sind und — ruhig da bleiben — wahrscheinlich warten wollen, bis er erscheint. —

„Junge Damen!" — Nein! — von solch' wohlerzogener Sorte des weiblichen Geschlechts scheint sich nichts in dem Zimmer nebenan vorzufinden, wo Rudolf Seeberg weilt. — Es sind einzig junge Mädchen! dazu echte — rechte, eben der Schule entwachsene, die da nichts als Unsinn plaudern, und denen der Mund nicht eine Secunde still steht. Es sind eigentlich nur halbe Kinder, Alle in dem Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren, die aber doch schon „junge Damen" heißen, weil sie vor einigen Monaten die Schule verließen und confirmirt wurden.

Sieht man eine solche Schaar Mädchen, ist sie, ohne

gerade interessant zu sein, amüsant, anziehend — selbst oft fesselnd; — hört man sie aber einzig, so staunt man nicht selten über die Ungebundenheit ihrer Rede, über die Formlosigkeit des Ausdrucks, kurz — über Alles — und doch lauscht man ihren Worten mit Aufmerksamkeit.

Auch Candidat Rudolf Seeberg stand unter dem eigenthümlichen Zauber dieser muthwilligen, ausgelassenen Jugend. Er lauschte gespannt, nachdem er schnell und leise seine Stellung gedeckt und den Beweis geliefert hatte, nicht nur den Bart eines Militärs zu besitzen, sondern auch deren Tugend: die Geistesgegenwart; denn kaum daß er die weiblichen Stimmen gehört, war auch von ihm der große Riegel am Schlosse vorgeschoben, der vor Ueberfall sicherte! — Aus dem Chaos der Worte entnahm Seeberg endlich deutlich das Folgende:

„Unser Genialikus wieder einmal nicht zu Hause!"

„Vater Werneck, wo weilst Du? — Unsterblicher Geist, wo bist Du?" —

„Allmächt'ger Gott! — Wie sieht's in unserer Akademie der Künste aus! Die Zerstörung Jerusalems wiederum ein Nichts gegen dies Chaos!" —

„Hilf, Himmel! Da steht noch sein Kaffee unberührt."

Stille trat nach den letzten Worten ein, dann rief Eine nur halblaut:

„Kinder — unser Vater schläft am Ende noch!"

„Schlafen, Clara? jetzt noch? — O nein!" entgegnete ein Trio.

„Mein Gott, wenn er todt wäre!" schrie eine Andere entsetzt.

„Emmy, Du bist wohl von Sinnen, Vater Werneck todt!"

„Nun, Therese, unmöglich ist's doch nicht! Er ist noch ein Jahr älter, wie meine Großmutter war, und die ist auch gestorben."

Schallendes Gelächter beantwortete Fräulein Emmy's Argument. — Dann hieß es im Chor: „Vater Werneck ist keine Großmutter; Vater Werneck lebt noch! Ein Künstler stirbt nicht!"

„Sollen wir an Cilly's Boudoir klopfen?" rief die klare, helle Stimme Fräulein Theresens. „Klopf' Du an, Clara! Du stehst da an der Thür."

„Aber Therese! Cilly ist ja lange todt!" entgegnete Clara.

Vielleicht ist eine neue Cilly darin, oder die

Ausgestopfte, die immer ein Wunder war, sagt uns, wo ihr Herr ist.“

„Therese! — Ausgestopfte Creaturen reden nicht.“

„Nicht? — Ich kenne doch etliche. — Zum Beispiel —“

„Therese, Du mußt eine Gouvernante erhalten!“

„Nur keine solche — wie unsere Moorenfürstin bekam!“ entgegnete die junge Dame lachend.

„Moorenfürstin! Helene Adelka, wollt' ich sagen, hörst Du, was Therese Marbach, Deine Cousine, äußert?“ —

„Ich höre, daß Ihr heut' Alle wieder aus den Fugen seid,“ entgegnete eine melodische Stimme, deren Ton der Candidat noch nicht vernommen hatte, und die in der That bisher geschwiegen.

„Und ich, Therese Marbach, Deine Cousine, sage Dir, geliebte Moorenfürstin, Du warst einst stets die, die am wenigsten in den Fugen war. Dieser traurige Umstand Deiner völlig veränderten Stimmung und Deines andern Wesens ist einzig Folge des Gouvernantenthums, und darum sträube ich mich auch gegen solche, die man mir octroyiren will und Dir leider — octroyirt hat.“

„Thue, was Du willst, Therese, nur räume

hier mit auf! Helft Alle, damit wir Platz zum Arbeiten haben."

„Laß Suschen aufräumen, Moorenfürstin! Suschen muß sich Bewegung machen, damit sie nicht zu dick wird, und Du — Du setz' Dich hier mit her und beobachte einmal Bertha Dondorf, wie sie geht und steht, ob sie nicht, die einst nur den Stolz besaß, Dir zu gleichen — jetzt versucht, die Grazie Deiner neuen Mutter anzunehmen, und zwar mit Glück nachahmt."

„Ja, Therese, Du hast recht, Bertha spricht schon manchmal wie die Gnädige, und drückt sich auch so aus wie feine Aristokratinnen."

„Clara, die Gnädige ist jetzt der Moorenfürstin neue Mutter; nenne sie nicht so und sage höflich „Frau Adelka," wenn Du von meiner Tante sprichst."

„Und Du, Therese, wecke unsern Alten, Du hast die lauteste Stimme."

„Emmy, Emmy! wie oft soll ich Dir sagen, nenne keinen Mann alt! — Das verzeiht Dir Keiner, — die sind als Greise noch Männer in den besten Jahren."

„Welche Menschenkenntniß Therese seit vorgestern entwickelt, wo sie sechzehn Jahre alt wurde."

„Mir gab Natur Verstand — und nicht die Jahre! — Weckt jetzt übrigens unsern guten Vater — ich glaube selbst, er schläft noch."

Ein Trio klopfte an die Thür, hinter welcher horchend der Candidat stand; jedoch weder er, noch Trüff und Peppchen gaben ein Lebenszeichen, und nun riefen die Mädchen:

„Vater Werneck, erhebe Dich!"

„Kinder, spottet nicht — er ist sicher todt!" schrie eine Andere voll Entsetzen.

„Emmy, Du bist gelungen! — Weil Deine Großmutter starb, soll Vater Werneck nun partout auch todt sein! — Sei doch nicht so albern!"

„Er wird ausgegangen sein und bald kommen!" sagte die melodische Stimme.

„Die Moorenfürstin — Helene Adelka wollte ich sagen — hat recht, er ist ausgegangen."

„Kinder, wie kommt's nur, daß Ihr die Moorenfürstin heute immer Helene nennt?"

„Sie hat sich den Titel verbeten, Therese."

„Schade!" rief das ganze Corps. „Der Titel war so hübsch."

„Dummes Zeug — verbitten! Sie bleibt Moorenfürstin!"

„Nein, Therese, mit dem Namen ist es zu Ende;

wir sind keine Kinder mehr. Ich heiße Helene — Helene Adelka."

„Und wenn ich tausend Jahre alt würde, ich rufe Dich nur Moorenfürstin. Doch nicht allein ich — auch alle Anderen sollen Dich einzig so und nie anders nennen! — Hört Ihr's! ich will es!"

„Wir hören's und geloben das!" rief die ganze Schaar voll Eifer.

„Therese, Du weißt nicht, was Du wieder anrichtest!" entgegnete jene melodische Stimme ein wenig lauter, als sie bisher gesprochen hatte, vielleicht auch ein wenig heftig.

„Wie — was? Das sollt' ich nicht wissen? Ich sah's ja noch gestern, wie sehr Deine neue Frau Mama sich ärgerte, als ich Dich so nannte, und ihr Herr Vetter den Namen so interessant fand. Sie hat Dir sicher eingeschärft, dem Titel zu entsagen; doch — Du bist, Du bleibst die Moorenfürstin."

„Therese, Du bist unleidlich!"

„Jener Vetter sagte mir doch, ich sei reizend, liebe Moorenfürstin! Wem glaube ich? — Dir oder Herrn von Dannstedt?" —

Die Moorenfürstin schwieg, doch eine Andere der Mädchen rief:

„Therese, sei nicht thöricht und mache die

Moorenfürstin eifersüchtig! — Theodor von Dannstedt, Lieutenant in irgend welchem hundertsten Kürassier-Regimente der Welt, den vor zwei Jahren das große Manöver nach unserem stillen Derenfelde führte, und der jetzt zum Besuche bei Frau Leonore Adelka, unserer theuern Moorenfürstin neuer Mutter, ist, — dieser junge schöne Kriegsgott soll sich laut Nachrichten meiner Tante Regine nicht seiner Cousine wegen, sondern der reizenden Stieftochter halber im Adelka'schen Hause eingefunden haben, und —"

„Bertha, Kind, nimm Rath an! Erzähle nie wieder, was eine alte Tante sagt, deren ewiges Thema ist: die Ehe, — ihr Beruf: Verlobungen stiften; und sollte sie sich den Bräutigam dazu vom Monde, die Braut aus der Sonne holen müssen!"

„Nein, erzähle uns, was Deine Tante gesagt, Bertha!" riefen mehrere Stimmen. „Therese kann sich die Ohren zuhalten, wenn sie's nicht hören will. Deine Tante weiß immer Alles ganz genau. Also: Theodor von Dannstedt liebt die Moorenfürstin, und —"

„Nichts da mit Klatschereien im Tempel der Kunst!" sagte Therese mit Pathos. „Helft der Moorenfürstin beim Aufräumen, denn hier herrscht in Wahrheit ein Sodom und Gomorrha!"

„Moorenfürstin! Wie geht's eigentlich Deinem kleinen Bruder?“ fragte Bertha Dondorf.

„Besser! — sonst wäre ich sicher heute nicht hier.“

„Ach, Moorenfürstin!“ rief Fräulein Emmy klagend, „wie Schade doch, daß die schönen Zeiten dahin sind, wo wir Alle Deinen Bruder erzogen, — Zigeunerzelte in Eurem Garten aufschlugen und Vater Werneck zu unseren Spielen herüberholten!“

„Emmy, Du bist heut' unausstehlich!“ ließ sich Theresens Stimme von Neuem vernehmen. „Erst läßt Du Vater Werneck sterben; dann machst Du mit solchen Reminiscenzen die Moorenfürstin traurig. Sieh ihre Augen, die trotz der Wimpern Schatten sonst so von Lust und Leben sprühten, jetzt an mit ihren Thränen! — Ach, Moorenfürstin! — Moorenfürstin, sei nicht so traurig! — Sei nicht betrübt, daß die dumme Heirath Deines Vaters all' unsere tolle Lust in Eurem Hause unterbrochen hat und wir Deinen kleinen kranken Bruder nicht mehr erziehen dürfen. — Sieh', geliebte Moorenfürstin, jenen Stiefelknecht unseres unsterblichen Lehrers dort neben dem Rest Taubenpastete stehen, die wir gestern Deiner neuen Mutter fortstibitzten und hieher brachten! — Das ist

ein Bild, bei dem der Humor wiederkehrt, und solcher Composition ist auch nur ein Genie wie Vater Werneck fähig."

Helene Adelka, „Moorenfürstin" genannt, war in der That mit feuchtem Auge an den Tisch getreten; doch augenblicklich umspielte ein heiteres Lächeln ihren feinen Mund, als ihre Freundin Therese auf die seltsame Zusammenstellung von Sachen in der Ecke der Stube deutete und die anderen Mädchen unter Scherz und Lachen Stiefelknecht und Taubenpastete mit Epheu und Blumen umkränzten.

Die Moorenfürstin sah unendlich reizend bei diesem Lächeln aus. Ihr Antlitz schien dazu geschaffen, diesen Sonnenstrahl der Schönheit wiederzugeben. Es kam dadurch Licht in die tief umschatteten Augen, — Leben in ihre fast zu ruhigen Züge, die wie aus Marmor gemeißelt waren. So, wie das Lächeln ihr Antlitz verschönerte, so wob jener hell durch's Fenster auf sie fallende Sonnenstrahl Licht und Glanz um eine der Hauptzierden ihres reizenden Kopfes: um jenes blonde Haar, das in so reichen Locken auf Hals und Schultern herabfiel und in der Helle des Lichts wie flüssiges Gold schimmerte.

Wie man diese lichtumstrahlte Erscheinung He-

lene Adelka's „Moorenfürstin" heißen konnte — begriff Niemand weniger, wie jener bei Trüff und Beppchen eingeriegelte Candidat, der schon länger denn seit fünf Minuten auf einen hohen Malerstuhl gestiegen war und durch ein mit Gardinen verhangenes Fenster oberhalb der Thür in das Wohnzimmer seines Onkels, auf den Kreis der munteren Mädchen schaute. —

Dort hatte aber ein Blick auf Helene Adelka ihn an sie gefesselt, und bewundernd ruhte sein Auge bald auf dem schönen Gesichte, bald auf der schlanken Gestalt, die so leicht und nachlässig, so graziös und ruhig an dem Tische lehnte, während der Sonnenstrahl spielend über ihr goldig Haar und das lichte Blau ihres Gewandes dahin eilte und hell und glänzend eine Erscheinung umfloß, die wie aus Licht und Luft gewoben schien.

Immer mehr entzückte den Candidaten dies Lächeln, das jetzt wieder und wieder bei der Gefährtinnen heiteren Worten über ihr liebliches Gesicht flog; doch was war jenes Lächeln an Reiz gegen ihr kurzes helles Auflachen über die drolligen Einfälle ihrer Cousine, die plötzlich einen Apoll mit dem Schlafrock Maler Werneck's umhüllte und einer Grazie die sammetne Hauskappe des abwe-

senden Künstlers aufsetzte. Dies Lachen war das eines glücklichen Kindes, das über der tollen Lust des Augenblicks all' seinen Kummer vergißt. — Ja, reizend stand dem Mädchen dies Lachen! — Die feinen Lippen spalteten und öffneten sich nur so weit, um den schimmernden Glanz der schönen Zähne zu zeigen! — Ueber dem matten Licht ihres zarten, marmorartigen Teints aber ergoß sich ein heller Purpurschein, flüchtig, durchsichtig wie die am Abendhimmel dahingleitenden Wolken, und belebte Form und Züge in entzückendster Weise.

Rudolf Seeberg wurde fast ärgerlich, als die schöne Moorenfürstin jetzt plötzlich ernst wurde und ihre ganze Aufmerksamkeit seiner Mappe mit Bildern zuwandte; er zuckte aber heftig zusammen, als sie eine, auf kleinen Holzrahmen gespannte Pergamenttafel zuerst ergriff und einen lauten Ausruf der Ueberraschung und des Entzückens ausstieß.

Jener Schrei fand rasch ein vielstimmiges Echo. Die Mädchen hatten sich um die Moorenfürstin gedrängt, Alle betrachteten das kleine Bild, und wäre sein Ruf von ihrem Lobe abhängig gewesen, Rudolf Seeberg hätte zufrieden sein können! — Er war es aber nie weniger wie in dem Moment. Die Mädchen griffen nach den Blättern, nur He-

lene Adelka behielt jene kleine Tafel in den Händen, und immer ernster, immer forschender wurde ihr träumerisch stilles Antlitz. — — —

In den dunkeln, leuchtenden Augen des beobachtenden jungen Mannes flammten immer hellere Blitze auf bei der Moorenfürstin dauerndem Interesse an diesem einen seiner Bilder. Nach dem Ausdruck seiner Züge zu urtheilen, wurde er von Secunde zu Secunde unruhiger, ungeduldiger — ja es schien, — er wünsche sehnlichst, die Tafel ihren Händen zu entreißen, die sie immer fester umfaßten.

So war's in der That! — Dennoch mußte er's ertragen, daß die breiten, mit dichten, langen schwarzen Wimpern umsäumten Lider ihrer Augen gesenkt blieben, fort und fort jener leichte dunkle Schatten unbeweglich blieb, den sie auf die weiche Rundung ihrer Wangen warfen — und das Licht ihrer Augen nicht mehr durch's Zimmer und ihm entgegen leuchtete.

Da plötzlich zogen sich jene feinen, zart wie auf Marmor gemalten Brauen der Augen finster und drohend zusammen, einen Moment war das lichte Antlitz so tief umdunkelt, wie er nicht geahnt es erblicken zu können; dann schob die Hand das

Bild rasch von sich, und über die zuckenden Lippen tönten schnell und lebhaft die Worte:

„O, wie man sich täuschen kann! — Seht dies Gesicht nur einmal genau und prüfend an, und hin ist sein gewaltiger Zauber, der uns Alle geblendet! — Seht doch! das strahlende Auge hat neben all' seiner Glut und Tiefe die Kälte und Härte des Stahls; in den Zügen aber, die so engelgleich erscheinen, da liegt etwas Böses, ja Dämonisches, und ich behaupte: diese Frau hat kein Herz!" —

Das Urtheil erregte den wildesten Tumult, den heftigsten Streit unter den Mädchen. Rudolf Seeberg aber starrte mit einem an Schreck und Entsetzen streifenden Ausdruck auf die Moorenfürstin, die mit glühenden Wangen, mit leuchtendem Blick ihre Ansicht verfocht und — die eifrige Schaar ihrer Gefährtinnen durch Beweisführungen zum Schweigen brachte.

„Wie willst Du nur aber wissen, Moorenfürstin, daß diese Frau auch kein Herz hat?" fragte Therese ruhig.

„Wie ich's weiß? — Das fühlt man, wenn sie länger ansieht! Wo liegt hier eine Spur von Güte, von Milde in diesen Zügen? — Schön, ja

schön ist sie; doch wehe dem, der von ihr abhängig ist!"

„Moorenfürstin, Du hast nicht unrecht!" sprach Therese langsam.

„Nein, — ich habe recht — nur begreife ich nicht, wie mich dies Gesicht so aufregen kann! Ich muß mir plötzlich diese glühenden Augen im Zorn und in der Leidenschaft vorstellen — diese Züge mir denken, wenn der Mund nicht sein bezauberndes Lächeln hat. O, glaub' mir, da ist sie hin, all' diese Schönheit; da ist sie furchtbar, diese Frau mit ihrem dämonischen Charakter, der deutlich aus Aug' und Zügen blickt. Schön — wird sie immer bleiben, aber furchtbar schön! Und ich möcht's nicht sein, auf die sie ihre Blitze schleudert, wenn von Zorn erregt ist dieser Mund, den jetzt ein liebliches Lächeln wie mit Blumen überwuchert. Dies Lächeln kann sich umgestalten zu einem Abgrund, tief, unerforschlich, wie der Hölle Dunkel! O nein — es ist ein Antlitz, das ich fürchte." —

Alle Mädchen schauten überrascht auf die erregte Freundin. Emmy Langen — jene, die unvorsichtig Alles hervorsprudelte, was sie dachte, sagte langsam:

„Kinder, seht nur, seht! Sieht die Moorenfürstin jetzt nicht gerad' so aus wie an dem Tage,

wo wir zum ersten Male sie nicht mehr sanft fanden, — an dem Tage, wo wir bei Bertha Dondorf waren und deren alte Tante Regine ihr ererzählte: daß ihr Vater ihre Gouvernante heirathen würde?"

Helene Adelka zuckte zusammen wie unter dem scharfen Schnitt eines tief verwundenden Messers. Das helle Licht ihrer großen grauen Augen erstarb, und über die eben noch glühenden Wangen legte sich eine fast aschfarbene Blässe. Sie strich mit der Hand die losen Wellen ihres herabfallenden Haares zurück — es war fast, als wolle sie die Gedanken bannen, die sich schwer und finster über ihren Geist lagerten und mit ihrer Wucht den zarten Körper mehr und mehr erbeben machten.

Die Mädchen sahen jetzt erschrocken auf die bleiche, zitternde Freundin; nur einzig Therese Marbach's Augen hefteten sich fest und forschend auf das Bild, und sie sagte ernst:

„Moorenfürstin! Ich weiß jetzt, was Dich in diese Aufregung und zu solchen Urtheilen gebracht hat: Deine neue Mutter gleicht ein wenig diesem Bilde! — Sieh' nur die Augen, die Stirn — die Form des Mundes."

„Ja, das ist's!" stieß Helene Adelka hastig heraus — tief aufathmend und wie erlöst von

einem Zauberbann, der sie gefesselt und gehalten. „Das ist's," sprach sie dann ruhiger, — wie abschüttelnd einen bösen Traum, und setzte ernst hinzu:

„Emmy, mahne mich nicht wieder an jenen Tag, wo Bertha's Tante, Leonore von Dannstedt als Braut meines Vaters bezeichnete! — Bedenkt auch Alle — sie ist jetzt seine Frau und — meine Mutter!" — —

Eine fast lautlose Stille trat nach den Worten ein. Während dieser Pause vernahm man aus dem kleinen Hofe herauftönend die leise Frage:

„Um Gott, Kinder, seid Ihr denn da oben?" —

„Das ist Marie Burgen!" riefen Mehrere. Dann gingen Einzelne an die offenen Fenster; doch ehe sie noch etwas sagen konnten, flüsterte die unten stehende Freundin:

„Wo ist denn der Neffe geblieben? — Ist er bei Euch?"

„Der Neffe? — welcher Neffe?" fragten Alle verwundert.

„Was! Ihr wißt nichts von ihm? — Seid Ihr allein!"

„Allein? Gewiß! — natürlich! — Nicht einmal Vater Werneck ist bei uns. Welcher Neffe

sollte hier sein?" schrieen die meisten lebhaft durcheinander.

„Nun eben jener aus den Wolken gefallene fromme Theologe, der sich für Werneck's Neffen ausgegeben hat. Mein Bruder sagt auch: er wäre kein Neffe unseres Vaters, der habe weder Neffen, noch Nichten."

„Aber Marie, woher weißt Du denn überhaupt, daß —"

„Daß solch ein Mensch da ist? — Nun, mein Gott, der Alte sagte es mir selbst, als er mich fortschickte! — Er sagte: jener Neffe sei im Schlafzimmer, bei der sel'gen Cilly, bei Trüff und Beppchen, und — wasche sich!"

Die Mädchen taumelten entsetzt vom Fenster zurück und starrten auf die Thür, als ob sie unter der sel'gen Cilly Bezauberung ständen. — Da, in dem kritischen Moment, trat der alte Maler ein, bepackt mit einem Körbchen voll Semmeln und Brod, mit einer Flasche Wein und einer halb in Papier gewickelten Cervelatwurst.

Ueberrascht sah er auf die Mädchen und diese wieder voll Angst auf ihn. Dann stürmte ein Heer von Fragen auf ihn ein — all' des einen Inhalts: „ob Marie Burgen Recht habe, nebenan

bei Trüff und Beppchen ein pietistischer Candidat sei, der sich wasche und sein Neffe wäre?"

Das alte Original sah ein wenig bestürzt auf die erregte Schaar, auf die geschlossene Thür, und dann erwiederte er ruhig:

„Ja, Marie Burgen sagte ich's, daß er sich waschen wollte!" —

„So ist er darin?" schrie der Chor einstimmig.

„Hoffentlich! gewiß! — wo sollte er sonst geblieben sein? — War er denn aber nicht bei Euch und sagte: daß er angekommen ist?" —

Nur Wenige hörten noch die letzte naive Frage ihres Lehrers; die Meisten griffen nach Hut und Tüchern, stürzten mit einem Schrei, als stehe das Haus in Flammen, zur Thür hinaus. Nur die Moorenfürstin blieb im Zimmer und sagte ruhig:

„Wenn Du etwas bedarfst, Väterchen, so schicke doch die alte Meyern nur zu mir. Ich werde Dir Alles besorgen."

Helene Adelka schaute dann noch einmal zur Thür zurück, wo der verborgen war, vor dem ihre Gefährtinnen so rasch entflohen. — War's Zufall — oder fürchtete sie die Wahrheit! — sie sah hinauf zu dem kleinen Fenster über der Thür und durch die jetzt völlig zur Seite gerissene Gardine erblickte sie Augen tief und dunkel; — eine

Stirn, frei und klar; — erblickte ein Männerantlitz, so bedeutend, wie sie noch keins gesehen — sich in Derenfelde auch noch nie gezeigt hatte, und vielleicht so auch nur von ihrer Phantasie einmal erträumt worden, daß es existire, als sie die Köpfe antiker Heroen bei ihrem alten Lehrer gezeichnet hatte.

Erschrocken wandte Helene den Blick ab von jenem Fenster, jenem charaktervollen Kopfe, und eilte nun auch rasch die Treppe hinunter. Dort stand Marie Burgen, neckte ihre etwas verstummten Freundinnen, und als sie Helenens ansichtig wurde, fragte sie lachend:

„Nicht wahr, Moorenfürstin, diese ganze Schaar hat sich gründlich vor dem pietistischen Herrn Neffen blamirt und ein Sodom und Gomorrha von Unsinn seinen heiligen Ohren preisgegeben?"

Die Moorenfürstin lächelte ein wenig, antwortete aber nicht und verrieth eben so wenig, daß sie die geheiligte Person des Pietisten auf Wachtposten oben am Fenster gesehen habe.

„Wie unser Genie nur einen Neffen haben kann, der Candidat ist!" rief Therese ärgerlich.

„Wie Jemand sich nur waschen kann, wenn wir nebenan sind!" setzte Emmy Langen indignirt hinzu.

Alle brachen in lautes, herzliches Lachen aus über die Miene der prüden Emmy, und Rudolf Seeberg, der das laute Lachen hörte, sagte beschwichtigend zu seinem, jetzt vor ihm stehenden Onkel:

„Nun der Schreck, von dem Du sprichst, scheint schon vorüber zu sein! höre nur, wie sie fröhlich sind da unten.“

„Ja, wann wären sie wohl traurig!“ rief der Maler, setzte aber dann verwundert hinzu: „Warum gingst Du nur nicht hinein und sagtest ihnen, daß Du da wärest, und ich uns nur das Frühstück holte?“

„Was wäre der Schreck wohl gegen den jetzigen gewesen, lieber Onkel, wenn ich herein gekommen wäre; außerdem konnte ich doch nicht mit eingeseiftem Gesicht vor sie hintreten, und eingeseift war ich gerade, als sie herein stürzten.“

„Richtig, Du rasirtest Dich! — Doch nein, Du hast Dich nicht rasirt, und Deinen Bart nur noch dicker gemacht.“

Der junge Mann lachte herzlich, über den Ton seines Onkels, der so deutlich das Entsetzen verrieth, Form und Linie nun völlig unter dem Barte verdeckt zu sehen, den er etwas geordnet hatte.

„Er lacht, Kinder, er lacht!“ — flüsterte Therese jetzt ihren Freundinnen zu, die noch sämmtlich berathend unten im Gange des Hauses standen, wärend sie, um zu horchen, in die Hofthür getreten war. „Er lacht!“ setzte sie hinzu, „und sicher hat er all' Euren Unsinn gehört!“

Die Anderen schlichen jetzt zu der lauschenden Freundin und Jede versicherte: „Nun, ich habe nichts gesagt!“ Die Moorenfürstin allein blieb in Gedanken versunken am Treppenpfeiler stehen und sagte leise vor sich hin:

„Ja, gehört hat er sicher Alles — uns auch gesehen — und was, mein Gott, — was wird und mag er nur von mir denken?“

Viertes Kapitel.

In dem Augenblick, wo Helene Adelka, unten im Hause des Malers, jene Frage aufwarf, beschäftigte sich oben im Zimmer der junge Mann in der That mit ihr. Er war an den Platz getreten, wo sie die letzte Zeit gestanden hatte, und da fiel sein Auge plötzlich auf ein weißes Tuch, das halb unter seiner Mappe verborgen lag. Wem es gehörte, er konnte darüber um so weniger in Zweifel sein, als in der einen Ecke dieses Tuches jener Name: „Moorenfürstin" stand, den er durchaus nicht in Einklang zu bringen vermochte mit der lichten, glanzumflossenen Erscheinung des schönen Mädchens. Am liebsten hätte er seinen Onkel gleich gefragt, was es für eine Bewandtniß mit diesem seltsamen Titel habe, doch — er scheute sich um so eher, sofort Erkundigungen einzuziehen, als er fürchtete, sein Interesse an der

Hauptperson des kleinen Mädchenkreises zu verrathen. Der alte Maler war auch überhaupt mit Zurüstung des Frühstücks so beschäftigt, bei dem er die Rolle des Wirths zu machen hatte, ein Fall, der wegen der Seltenheit, daß er sich ereignete, ihn ziemlich außer Fassung brachte, und gleich einem Irrwisch bald hier, bald dorthin trieb. — Nun geriethen noch gar die losen Blätter der Mappe in seine Hand! — hatte er aber Zeichnungen, Bilder vor Augen, vergaß er die ganze Welt. So auch jetzt. Voll Staunen rief er plötzlich:

„Mein Gott, wer von den Mädchen kann diese Prachtskizze gemacht haben? — Welch wundervoller Effect hier in dieser Lichtpartie, — ganz künstlerisch aufgefaßt! — Hm — hm! — Nein, das hat keine von ihnen gemacht! — doch woher kommen die Bilder? — Ah, jetzt weiß ich's! — Rudolf — das ist von Dir!"

„Und Dir gefällt's, Onkel?"

„Gefallen? — das ist herrlich! — diese Aquarelle! — O, Du hast bedeutendes Talent, — hast's schon zu gewisser Meisterschaft gebracht. Sieh' — nirgends offenbart sich das Können so klar, wie eben bei der Aquarelle. Da heißt's schon sicher

sein, um durch so leichten Ton bedeutenden Effect zu erzielen! — Laß mich mehr sehen."

Rudolf zeigte ein Blatt nach dem andern — Skizzen, Zeichnungen, Aquarellgemälde, und nahm zuletzt jene Tafel zur Hand, welche von der Moorenfürstin mit so großem Interesse betrachtet worden war.

Der alte Maler gerieth in immer größeren Enthusiasmus, und fand er auch hier und da Fehler, leuchtete selbst aus der kleinsten Arbeit ein großes Talent hervor, und endlich fragte er: „Bei wem hast Du hauptsächlich studirt, und irre ich nicht, wenn ich annehme: daß Du aus Italien Dir das Meiste geholt?"

„Du urtheilst sehr richtig, Onkel. Ich war mit Arnsteins drei Jahre in Italien, den Winter stets in Rom; doch auch schon in Düsseldorf, während der Zeit meiner ersten Hauslehrerstelle beschäftigte ich mich viel mit Zeichnen, und dort war's auch, wo man mir zum ersten Male anrieth, der Kunst zu leben."

„O warum hörtest Du nicht auf diese Mahnung! — wie war's nur möglich, daß Dich keine innere Stimme mächtig antrieb."

Ich sagte Dir schon, bester Onkel, meiner Mutter Wünsche und Bitten wären von großem

Einfluß auf mich gewesen. Es war ihr durchaus nicht leicht geworden, mich studiren zu lassen und so lange zu unterstützen, bis ich im Stande war, für mich selbst sorgen zu können. So hielt ich mich gewissermaßen für verpflichtet, meine Neigung zur Künstlerlaufbahn mehr und mehr zu unterdrücken, und sie ließ es auch nicht an Ermahnungen fehlen: an dem einmal erfaßten Berufe festzuhalten."

„Sehr unrecht! — sehr thöricht!" rief der alte Maler heftig, „denn, mein Gott, was hättest Du nicht schon erreichen können während dieser langen Jahre!" setzte er so eifrig hinzu, als ob er, nur um Ziele zu erreichen, gearbeitet hätte.

„Da hilft nun keine Klage mehr," entgegnete Seeberg, „lassen wir daher das Vergangene, und sieh' Dir jetzt dies Bild hier an! Es ist, wie ich denke, das Beste, was ich je gemacht habe, beweist vielleicht am deutlichsten eine kleine Begabung."

Maler Werneck griff eifrig nach diesem neuen Beweise; doch kaum daß er einen Blick auf dies beste Werk seines Neffen geworfen, sprach er entschieden: „Dabei ist nicht von kleiner Begabung die Rede, Du besitzest ein bedeutendes Talent, glaube mir, Rudolf. Uebrigens ein herrlich Frauen=

bild — ein Weib — das die Natur verschwenderisch mit Reizen überschüttet hat."

„Sie ist sehr schön!" — erwiederte der junge Mann langsam, wie in Gedanken verloren, „wunderbar schön; denn was Du hier siehst, ist nur der schwächste Abglanz ihres Wesens. Hier hast Du sie eben nur einmal, während ihr Hauptreiz doch ihre ewig wechselnde, — ihre tausendfältige Schönheit ist." — — — —

Der alte Maler wurde durch den Ton, mit dem die Worte gesprochen, veranlaßt, seinen Neffen anzusehen, dann rief er rasch:

„Rudolf, Du liebst diese Frau!"

Der Neffe antwortete nicht, stand zerstreut, wie völlig geistesabwesend da, schnellte aber empor, als der Alte hastig hinzusetzte:

„Ich sah ihr Bild bereits; ich hörte auch, daß Du sie liebtest! — Nicht wahr, diese Dame ist eine Fürstin? — sie wurde kürzlich von einem berühmten Künstler gemalt?"

„Ja! — und wie — Er — der sagte Dir, ich liebte sie? — Wie kam er übrigens zu Dir und dazu, Dir dergleichen zu erzählen?" stieß der junge Theologe in Hast hervor.

„Ich kenne jenen Professor von Rom her, und er war einst mein Freund. Er besuchte mich

vergangenen Winter, wo er vom Schlosse des Grafen Arnstein kam, und ich erkenne jetzt dies Gesicht wieder, das mir damals schon wegen seiner seltenen Schöne auffiel."

„Ja, vergangenen Winter hat er die Fürstin gemalt, und Dir zeigte er also die Skizze, welche sie ihm gelassen?"

„So ist's! — es war nur ein Entwurf — doch herrlich!"

„Auf jenem Bilde ist sie aber nur Fürstin; stolze, kalte Fürstin!"

„Und hier, da ist sie einzig Weib!" rief Werneck lebhaft.

Der junge Theologe konnte nicht hindern, daß ein tiefes Roth momentan sein Antlitz bedeckte; jedoch das Lächeln, das flüchtig auf seine Lippen trat, bannte er schnell und fragte mit großem Ernst:

„Sagte Dir jener Freund wirklich, ich liebe die Fürstin Vera?"

„Vera! — ja, so hieß sie! — ich entsinne mich jetzt deutlich dieses Namens! — Sie ist eine Schwägerin des Grafen Arnstein, nicht wahr?" —

„Die jüngste Schwester seiner Frau! — Aber bitte Onkel, beantworte mir doch meine Frage."

„Ich weiß wirklich nicht mehr, wie es kam,

bester Rudolf, daß er jenes kleine Herzensgeheimniß eines jungen Mannes erwähnte, der diese Fürstin Vera auch gemalt habe, und zwar ein Bild erschaffen, ganz verschieden von dem seinen."

„Versuche nur, Dich zu besinnen, Onkel! — Die Sache interessirt mich aus vielen Gründen! — Mir wär' nicht lieb — jetzt wirklich nicht lieb, eine kleine Geschmacksverirrung der Fürstin, die sicher einzig ihren Grund in der Langeweile hat, — so gedeutet zu sehen!" — — — —

„O, von meinem Freunde hast Du nichts zu fürchten! Was übrigens die Geschmacksverirrung und Langeweile anbetrifft, davon ist in den Augen dieser schönen Frau wenig zu sehen, — darin einzig — Liebe — Leidenschaft zu erkennen! — Mein Freund sagte mir auch, daß das Bild der Fürstin, welches ein glücklicher Dilettant gemacht, das Bessere sei; da sie sich ihm gegenüber nur als stolze Fürstin, nie als liebend Weib gezeigt habe."

Abermals flog ein leichtes Lächeln über des jungen Mannes Antlitz, dann fragte er rasch und nicht ohne Stolz:

„Sieht man indessen dieser Stirn, dieser leichten Biegung des Nackens nicht auch die Fürstin an?"

„Hm! — o ja — aber die Augen — die

Augen! — Hilf, Himmel, wenn sie Dich je so angesehen, da mußtest Du sie wohl wieder lieben."

„Ja, Onkel — ich will Dir's gestehen — geblendet — verblendet — hat mich dieses Weib mit ihren Augen voll Feuer und Glut. Aber glaube mir — wie seltsam Dir's auch klingt — der Zauber ist plötzlich gebrochen, und noch plötzlicher bin ich wieder geheilt von einer verheerenden Leidenschaft. — Ich kann jetzt nicht allein ganz ruhig in dies entzückend schöne Antlitz blicken — ich fühle auch heute zum ersten Male klar, was mir so lange dunkel in jenen Zügen gewesen ist, aber doch stets die unsichtbare Gewalt war, die mich zurückhielt, dieser Frau unbedingt zu trauen und — ihr rückhaltslos eine Liebe zu offenbaren, die —"

„Tief und glühend erwiedert wurde, willst Du wohl sagen!" setzte der alte Maler ruhig hinzu, als sein Neffe plötzlich innehielt.

„Nein, Onkel, das wollt' ich nicht sagen, denn eben daran zweifelte ich doch immer wieder, daß sie mich tief liebte, — daß — —"

„Saß sie denn nicht zu dem Bilde?" rief Werneck erstaunt.

„Gewiß."

„Und nachdem sie Dich so angeblickt hat, kannst,

willst Du noch zweifeln? — In den Augen liegt doch die ganze Glut eines wild und stürmisch erregten Herzens — in dem Blick liegt doch offen —

„Warum hältst Du inne, Onkel?“ fragte der junge Mann lebhaft.

„Hm! ich dachte, es sei ein ganz offenes Auge, und —“

„Und was findest Du nun darin?“

„Mein Himmel, nicht so stürmisch, guter Junge! — muß doch erst, prüfen! — hm, — hm — ja sieh, dieses tiefe Auge hat, sieht man es länger an — Untiefen! und im Grunde dieses Blicks, ist — — — ist — — —“

„Soll ich Dir sagen, was es ist? — was ich gegenüber dieser Circe bisher nur fühlte — jetzt aber weiß? — Sieh' sie an, diese großen, tiefen Augen! glänzender — leuchtender denn die Sterne! da findest Du neben aller Glut und Tiefe doch die Härte und Kälte des Stahls, und in den Zügen, die so engelgleich erscheinen, lauert etwas Böses, Dämonisches, — und diese Frau — mit scheinbar vielem Herz, hat sicher, sicher — gar kein Herz.“

Als Rudolf diese Worte hervorstieß, wußte er kaum, wie er Wort für Wort des Urtheils wiederholte, das Helene Adelka über jenes Bild

gefällt hatte. Er wußte nur dies Eine klar: daß jenes junge fremde Mädchen den Schleier von seinen Augen gerissen, — ihre Worte: „Sie hat kein Herz," seinen Geist und Sinn aus den Nebelmassen gezogen, die zwar bisher nur mit leichten, schattenhaften Gebilden die schöne, glänzende Erscheinung der Fürstin Vera in seinen Augen umwoben hatten — aber doch immer dicht und dunkel genug gewesen waren, ihm das Ideal zu trüben, welches seine Phantasie in ihr von dem Weibe der Welt verwirklicht zu sehen geglaubt, das er sein eigen zu nennen wünschte für's Leben! —

„Ja — ja, Du hast recht, Rudolf!" rief der alte Maler, sinnend in das glutdurchströmte Antlitz der schönen Frau blickend, „sie mag ein Engel an Schönheit und Güte sein, birgt aber, wie die Mehrzahl der Weiber, den Dämon, den Teufel in ihrer Brust; und wehe ihr, wenn das Schicksal einmal nicht gnädig mit ihr umgeht und das Leben ihr keinen festen Halt bietet — denn dann ist diese Frau verloren!"

„Rechnest Du Helene Adelka zu dieser Mehrzahl?" fragte Seeberg ernst.

„Helene Adelka? — Helene? — Wie kommst Du auf sie — kennst Du sie etwa?"

„Ich hörte sie heute hier sprechen! — Sonst weiß ich nichts von ihr.“

„Hättest Du sie nur gesehen! — Sie ist eine von denen, Rudolf, deren schöne Züge nichts verheißen, was Herz und Seele nicht auch in glänzendster Weise zu erfüllen vermöchten. Sie ist eine Perle in dem Geschlechte, das der unechten Diamanten so gar viele bietet.“

„Das ist ein gutes Urtheil.“

„Und ein gerechtes! — Ich kenne Helene Adelka von zartester Kindheit auf, und sie ist mein Liebling seit langen Jahren. Noch bis vor wenig Wochen war sie täglich bei mir, war, so zu sagen, der gute Geist meines Hauses, der Lichtstrahl meines Lebens.“

„Ist's jetzt anders geworden, und wodurch?“

„Ganz anders. — Ihr Vater, der reiche Banquier Louis Adelka, ließ für sie in diesem Frühjahr, nach ihrer Confirmation, eine Erzieherin aus der Residenz kommen. Diese sollte seiner Tochter Musikstunde und Unterricht in fremden Sprachen ertheilen, — lehrte aber statt dessen binnen wenig Monden den alten Herrn eine blinde Leidenschaft, und jetzt — ist sie seit vier Wochen seine vergötterte Gemahlin.“ — — —

„Ein Fall, bester Onkel, der sich unter ähnlichen Verhältnissen schon manchmal ereignet hat."

„Hier aber doch ziemlich unerhört ist! Der Banquier Louis Adelka ist bereits in den Sechzigen, und als er vor sechs Jahren, als Wittwer, zum zweiten Male heirathete, war schon damals Alles außer sich. Jene zweite Frau starb im ersten Jahre der Ehe bei Geburt eines Sohnes, und Helene, das zehnjährige Mädchen, wurde nun wie eine Mutter ihres kleinen Bruders. Wenigstens hegte das Kind diesen Knaben mit der Zärtlichkeit und Sorgfalt einer Mutter, pflegte ihn mit einer Aufopferung und Freudigkeit, die weit über ihre Jahre ging. Der Knabe war schwach, kränklich, lernte nicht gehen und war immer leidend. Der Arzt, der ihn behandelte, sagte oft, er danke das Leben, nächst Gott, nur der Liebe und Pflege seiner Schwester! — Fünf Jahre vergingen in der Weise, und nun, wo Helene erwachsen ist und ganz dazu geschaffen wäre, dem glänzenden Haushalte ihres Vaters vorzustehen, giebt der alte verliebte Narr — ihr solch' junge, schöne, solch' stolze, hochfahrende Stiefmutter! — Arme Helene, arme Moorenfürstin!" —

„Auch Du nennst Fräulein Adelka Mooren-

fürstin, lieber Onkel? Wie kommt das Mädchen zu diesem seltsamen Namen?" —

„Durch ihr Erbe! Eine kinderlose Tante, die Schwester ihrer Mutter, die sehr begütert war, vermachte Helenen ihr Grundeigenthum. Es besteht in großen, weiten Strecken Moor- und Haideland, das reiche Ausbeute an Torf liefert. Für ein altes Haus inmitten dieses öden Moores zeigte Helene stets große Vorliebe, und seitdem sie dahin zum ersten Male ihre Freundinnen alle mitgenommen, gaben ihr jene dort den Titel, den sie nun behalten hat. — Er ist auch nicht so ungegründet, denn ihr Vermögen ist fast fürstlich."

„Seltsam," sprach Rudolf leise vor sich hin, „daß diese Moorenfürstin mir den Aufschluß über Fürstin Vera's Züge geben mußte."

„Wie sagst Du, lieber Neffe?"

„O, ich meinte nur, unser Kaffee würde kalt!" —

„So laß uns frühstücken."

Fünftes Kapitel.

Ein einzeln Wort — wie viel kann uns das sagen, was Alles enthalten!

Jene Frau im Schlosse zu Arnstein, die inmitten eines großen und reich ausgestatteten, hell und glänzend erleuchteten Toilettenzimmers stand, das schöne Haupt leicht vorgeneigt, die stolze, königliche Gestalt mit erwartungsvoller Geberde der Thür zugewendet, durch die ein junges Mädchen, ihre Zofe, eintrat, — wie verrieth sie doch durch das eine, in Hast und Aufregung ausgestoßene Wort: „Nun?" den Zustand ihres Innern, die ganze qualvolle Pein banger Erwartung, die mit Zweifel untermischte Furcht vor Enttäuschung, die lebhafte Ungeduld eines reizbaren, leidenschaftlichen Charakters.

Und wenn statt dieses einfach schlichten Wortes, statt dieser einen kurzen Frage ein Heer von Vorwürfen oder Anklagen sich über die Eintretende

ergossen hätte, sie würde kaum mehr Schreck und Angst in ihren Zügen haben verrathen können, wie nun.

Den angsterfüllten Blick auf die Gebieterin heftend, stotterte sie leise, mit bleichen Wangen, mit bebenden Lippen:

„Ihro Gnaden — ich kann nichts — — nicht das Geringste in Erfahrung bringen!"

„Sprachst Du den Burschen?"

„Ich gab ihm das Geld, und — er nahm's nicht, — er war stummer denn je und antwortete nichts."

Die schwellenden Lippen der schönen Frau preßten sich einen Moment fest, schmal auf einander; die schlanken, feinen Finger, die ein reich mit Spitzen besetztes Taschentuch hielten, rissen das ganze zarte Gewebe in demselben Augenblick mitten durch, drückten es dann zu einem Atom zusammen, und der Fuß, den ein weißer Atlasschuh umschloß, welcher Aschenbrödelchen alle Ehre gemacht haben würde, trat mit einer Gewalt auf den Boden, daß jener Act der Zerstörung, den sie an dem unschuldigen Tuche verübt hatte, dadurch nicht allein den energischsten Nachdruck erhielt, sondern sich auch in ihrem ganzen Aeußern und Wesen mehr und mehr kund gab, daß die Laune

dieser glänzend schönen Erscheinung nichts weniger denn glänzend. Man ersah aus Allem, die Tugenden der Sanftmuth und Geduld zierten diese junge Dame nicht, welche, was die äußere Erscheinung anbetraf, ein Meisterwerk der Natur war und eine Vereinigung von Reizen bot, die da jene Seltenheit des Lebens: „das Vollkommene" zeigen.

Nicht das volle nachtschwarze Haar, nicht der Augen Glut und Leben, der Züge Form, der herrlichen Gestalt bewegliche Anmuth waren's, die beim Anblick dieses reich begabten Wesens Staunen und Bewunderung erregten, nein! Dieser Frau Hauptreiz bestand im Ausdruck, in dem ewigen Wechsel von Schatten und Licht, der ihr Antlitz umdunkelte oder erhellte — in dem Wechsel der Farben, deren Nüancirung eben so mannigfaltig, wie die Beweglichkeit der feinen Linien und Züge.

Auch in diesem Moment zeigte das Gesicht einen jener raschen Uebergänge, die es so anziehend und fesselnd machten, es ewig neu und anders erscheinen ließen. Wie fortgezaubert war der Ausdruck heftiger Leidenschaften, — verschwunden aller Aerger und Zorn, einzig Trauer — unendliche Trauer in dem jetzt so bleichen Antlitz

zu finden! — Das Auge, das noch eben geblitzt und geleuchtet, zeigte sich matt und trübe, drückte ein Weh, einen Schmerz aus, als trüg' sie das Leid der Welt, — als erliege sie der Wucht eines mit Macht auf sie einstürmenden Jammers.

Mit gerungenen Händen — in stummer, aber doch so beredter Verzweiflung stand sie einige Secunden da. Ihre getreue Zofe, sich für die Ursache all' des Elends ansehend, das so laut und mächtig aus Aug' und Zügen der Gebieterin sprach, warf sich der Gebeugten zu Füßen und rief unter Schluchzen:

„Verzeihung, Fürstin — Verzeihung! Ich konnte nichts erfahren — konnte nicht zu ihm gelangen!"

„Ist er denn zu Hause?" fragte die Fürstin mit gepreßter Stimme. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, stürzte sie wie von einem Gedanken durchleuchtet an eins der hohen Fenster ihres Gemachs, riß die Gardinen auseinander und blickte hinaus.

In der That uur einen flüchtigen Blick hinauswerfend in den sternenklaren Winterabend, — nur momentan hinübersehend zu dem ihr gegenüberliegenden Seitenflügel des Schlosses, der eine Reihe hell erleuchteter Fenster zeigt, rief sie mit

völlig verändertem Gesichtsausdruck, dem einer eisernen Strenge, und einem Tone voller Schärfe:

„Er ist zu Hause! — und hätte ich statt einer einfältigen Zofe eine gewandte, so würde diese an jene Gallerie vor den Fenstern gedacht haben, würde ohne den elenden Burschen fertig geworden und auf die einfachste Weise zum Ziel gedrungen sein, indem sie unter irgend einem Vorwande zu ihm selbst gegangen wäre, ihn selbst nach dem gefragt hätte, was ich zu wissen wünschte."

„Eure Gnaden wollen verzeihen — an die Gallerie dachte ich ja!" sprach zitternd das Mädchen, „ich fand aber die Thür des Thurmes, die nach der Gallerie führt, verschlossen und hörte: Frau Gräfin habe eigenhändig den Schlüssel abgezogen!"

Die Fürstin hatte während der letzten Worte ihrer Zofe das zarte Battisttuch völlig zerrissen, warf es jetzt mit flammenden Augen zu Boden und sagte heftig:

„Eine gute Zofe wird rechtzeitig dafür sorgen, daß Wege, deren sie vielleicht einmal bedarf, ihr nie abgeschnitten werden können; daß Schlüssel, die sie einmal möglicher Weise benöthigt, in ihrem Besitze sind, wenn sie ihr dienen müssen; doch da Du nun leider zu dumm zu Allem bist, das eben

aus dem Geleis des Alltäglichen schreitet, — mein Gott, warum bist Du denn nicht einfach durch eins der Zimmer auf die Gallerie gegangen?"

„Darf ich sprechen, Frau Fürstin?"

„Dich zu vertheidigen? — nein! — ich kenne Deine Unzuverlässigkeit, die mit nichts zu entschuldigen ist. — Oder hat meine Schwester, die Frau Gräfin, die Du ewig beschuldigst, gegen mich im Geheimen zu intriguiren, vielleicht auch jene Stuben alle abgeschlossen?"

„Sie that's! that nicht allein das, — Frau Gräfin waren auch den ganzen Nachmittag auf jenem Corridor, bald im einen, bald im andern der Zimmer, die sie für Fremde eingerichtet hatte, und ordnete Alles selbst für die anlangenden Gäste. Erst als alle jene Stuben von den Fremden besetzt waren, begaben sich Frau Gräfin so eben in ihr Toilettenzimmer."

Ueber das Antlitz der Fürstin flog ein Lächeln bittern Hohns, und sie sagte kalt:

„Du verstehst also zu beobachten! — leider — wie schon oft, ganz unwichtige Dinge! — Nun aber befehle ich Dir noch einmal, das zu erforschen, was mir wichtig ist, und bringst Du mir nicht den Bescheid: ob er den Ball

besucht oder in seinem Zimmer bleibt, — so bist Du entlassen."

„Frau Fürstin, Erbarmen!" —

Das junge bebende Mädchen warf sich der schönen Frau noch einmal zu Füßen; sie aber trat an den Kamin, und auf die Pendule blickend, sprach sie ruhig:

„Es sind noch volle zwei Stunden, bis zum Feste! — nütze diese, oder wir sind getrennt, Anuschka."

Die Zofe ging, die Fürstin lehnte mit gerunzelter Stirn gegen den Kamin, schritt dann gedankenvoll auf und nieder, und ab und zu stehen bleibend, stieß sie die Worte hervor:

„Ich muß ihn endlich sprechen — muß endlich wissen, was vorgefallen ist, das uns seit Monden so völlig trennte, nachdem — — — — That's Nadine allein? — Unmöglich! — Und doch ist sie gefährlicher, als ich bisher fürchtete! — Das mit der Gallerie ist auffallend! — Halt! — Neulich wollte sie, ich sollte hier ausziehen und die beiden Gesellschaftsräume nehmen, die zwischen ihrem und ihres Gemahls Privatzimmer liegen; bot mir sogar ihre Gemächer an. — — Nun erst fällt mir's auf — neulich hielt ich's für Aufopferung, für Güte, jetzt sehe ich, sie wollte mich von

hier entfernen, damit ich ihn auch nicht mehr sehe."

Die Fürstin stürmte jetzt förmlich durch's Zimmer; auf ihre Wangen legte sich ein tieferes Roth, und ihre großen Augen flammten immer heller.

„Ja, ja! — Nadine ist mir entgegen. — Ich schob's bisher auf seine Reise! — doch Nadine ist's, die uns trennt; sie allein steht als Schranke zwischen ihm und mir — sie hat ihn — in ihrer Gewalt."

Die Fürstin hatte bei ihren Gängen abermals den mit Lichtern umstellten hohen Toilettenspiegel erreicht, und ihr plötzlich sich erhebend Auge fiel auf das herrliche Bild, das er so treu in all' seinem Glanz, all' seiner seltenen Schöne zurückstrahlte.

Was Helene Adelka beim Anblick des Bildes der Fürstin Vera Surowieff gesagt: „Schön, wunderbar schön ist diese Frau!" das bestätigte sich vielleicht in keinem Momente besser, wie in diesem. Ihre dunkeln Augen strahlten heller denn all' die köstlichen Brillanten, die durch ihre schwarzen Locken schimmerten, — auf ihren Wangen leuchtete eine Farbe von so tiefem, warmem Tone, wie der dunkle Purpur ihrer sammetnen Robe nur da zeigte, wohin der helle Schein der

Kerzen seine Lichtreflexe warf; — jeder Zug ihres beweglichen Gesichts, das von Geist, Frische und Leben sprühte, deutete die heftige Erregung ihres Innern an, und Ruhe war nur einzig in der stolzen, imposanten Gestalt zu finden, die bewegungslos vor dem Spiegel verharrte, während der Blick der Fürstin so prüfend auf ihrem reizenden Ebenbilde ruhte.

Daß die schöne Frau nicht nur mit Befriedigung auf die Macht und Gewalt der Reize schaute, mit denen die Natur sie so verschwenderisch ausgestattet, sondern daß sie vielmehr mit dem Gedanken beschäftigt war, wie diese Reize wirksam in den Augen dessen hinzustellen, der, wie es den Anschein hatte, Aug' und Sinn dafür verloren — zeigte sich bald.

„Ich bin zu geputzt!" rief sie verstimmt. „Stand einfacher Anzug mir nicht stets am besten! Wie war er damals entzückt, als ich im schlicht weißen Kleide zur ersten Sitzung vor ihn hintrat! — — Mit welchen Blicken sah er mich an, als ich da Granatblüthen in die Locken flocht — wie wehrt' er's ab, als ich die diamantenen Rosen wählen wollte! — — Ja, er liebt es nicht, dem Glanz der Fürstin zu begegnen, und darum will ich auch heute —"

Ein Pochen an der Thür unterbrach die Gedankenreihe der schönen Frau. Auf ihren Ruf, einzutreten, glitt eine magere, bleiche Frauengestalt in's Zimmer, die sich tief verneigte und auf den fragenden, staunenden Blick der Fürstin mit leisem, demüthigem Tone entgegnete:

„Pardon, Durchlaucht, Pardon! O, ich fürchtete, Sie bei der Toilette zu stören; indessen ich fand ein Tuch, das einzig Ihnen gehören kann, obschon — nun ich bitte, es gefälligst zu betrachten, denn sicher habe ich recht, und Sie sind die Eigenthümerin. Nochmals Pardon, daß ich zu stören wagte!"

Die lange Gestalt der ganz in graue Seide eingehüllten Dame, die ein schwarzes Spitzentuch der Art um's Haupt geschlungen hatte, wie wenn sie an Zahnschmerzen litte, huschte bei den Worten mit geräuschlosem Schritt durch's Zimmer nach einem Tische, in die Nähe der Fürstin, legte ein mit Spitzen besetztes Taschentuch auf seine äußerste Kante, knixte tief und zog sich auch unter wiederholten Verbeugungen, das Gesicht stets der Fürstin zugewandt, nach der Thür zurück.

Diese hochachtungsvolle Art des Rückzuges fiel so aus, daß das Antlitz der Fürstin, das sich bei dem Eintreten der grauen Dame umwölkt hatte,

jetzt bei dem ewigen Stolpern über ihr Kleid oder den Teppich völlig aufhellte, und sie bei den gänzlich mißlingenden Versuchen ihres Gastes: „en fronte aus dem Zimmer zu entschwinden" — plötzlich laut und herzlich auflachte.

Ein Zornesblitz zuckte aus dem Auge der Dame in Grau, sie verbarg ihn durch Senken der Lider, verbeugte sich abermals tief, stolperte von Neuem, stieß dabei an einen Tisch, und erröthete heftig, als die Fürstin nun noch heller und fröhlicher lachte.

Fest preßten sich die schmalen Lippen der offenbar Tiefbeleidigten zusammen, als die Fürstin bei ihrem verklingenden Lachen heiter ausrief, obschon Ironie im Ton nicht zu verkennen war:

„Sehen Sie, Fräulein Burgen, daß es doch nicht so leicht ist, vornehme Dame zu sein, wie Sie neulich behaupten wollten, und daß Formengewandtheit und Grazie auch ein Studium sind! — ja, schau'n Sie her, so — so macht man's, wenn man bei Hofe sich empfiehlt und unter Verbeugungen seinen Rückzug aus dem Zimmer antritt, — so!"

Fürstin Vera hatte bei den Worten mit ungemeiner Leichtigkeit ihrer schweren Robe den schönsten Faltenwurf nach seitwärts gegeben und

sich bei ihren anmuthigen Verbeugungen nicht einmal auf die lange Schleppe ihres Kleides getreten.

Mit lachendem Antlitz stand sie jetzt in der entferntesten Ecke ihres Gemachs an der Thür, die sie hatte erreichen wollen, und rief nun mit einer gewissen Gutmüthigkeit:

„So wird's zwar gemacht, Fräulein, jedoch machen Sie's nicht so, mindestens nicht bei mir! Bin ich auch Fürstin — so doch eine ohne Thron und Reich, mit denen man nicht so viel Umstände zu machen pflegt."

„Ich würde nie zu Denen gehören, Durchlaucht, welche die Dehors vernachlässigen, die man einer so hochgestellten Dame, wie Sie sind, durch Form und Etikette schon verbindlich gemacht ist, darzubringen."

Die Dame hatte für diese unterwürfigen Worte ein wenig spitz gesprochen, das feine Ohr der Fürstin den Ton auch vernommen, und die schöne Frau bezwang sich offenbar, als sie mit freundlichem Lächeln entgegnete:

„Erlaubt die Consequenz Ihrer Grundsätze Ihnen auch da nicht, Ausnahme von der vorgeschriebenen Regel Ihres Benehmens zu machen, wo Sie, wie bei mir, wissen, daß ich Alles, was an Formen und Etikette streift, hasse, und der

einfach schlichten Sitte Ihres deutschen Landes so tief huldige?"

Die Fürstin hatte sich bei den Worten ihrem Besuche genähert, und unbewußt war ihre Sprache scharf, ihr Colorit warm und lebhaft geworden; man fühlte, daß an ihren Worten ein Haken hing, der irgendwo anders Anker werfen sollte, als wo der leichte Fluß der Rede den Hafen bot.

Die Dame in Grau, Fräulein Anna Burgen, von Function Erzieherin, schien diesen Haken nicht allein zu fühlen, nein, auch Centnergewicht von Gedanken daran zu hängen! Das dunkle Roth, welches ihr Antlitz bei der Frage der Fürstin überströmte, und das sich, wie bei allen ihren inneren Affecten, in die Nase zurückzuziehen pflegte, nahm auch jetzt diesen verrätherischen und wenig kleidsamen Weg; ihre Stimme zitterte, trotz des Bemühens, sie fest zu machen, als sie erwiederte:

„Es ist nicht allein mein Grundsatz, Durchlaucht, nie durch Arroganz die Lücke ausfüllen zu wollen, welche Standesunterschiede zwischen uns gezogen haben, nein, es ist einfach meine Pflicht, und — ich halte auf deren Erfüllung."

„Und so wollen Sie bei Ihren Hofverneigungen beharren?" fragte die Fürstin lachend.

„Ja, Durchlaucht! — Denn Ihro Durchlaucht

die Frau Fürstin von Salm-Reifenstein-Fingelzingen lehrte mich so das Zimmer einer hochgestellten Dame zu verlassen."

„Nun bon — chacun à son goût! — brechen Sie nur nicht einmal das Genick bei diesen Ovationen der Höflichkeit! Den Titel Durchlaucht verbitte ich mir aber hiermit ein- für allemal, Fräulein Burgen! — Ich bin keine Durchlaucht und will nichts scheinen, wozu ich keine Berechtigung habe."

Die schöne Frau hatte bei den Worten der Gouvernante ihrer Nichten den Rücken zugewandt und war an ihren Toilettentisch getreten. Unbehindert konnten also mindestens momentan der zurückgehaltenen Leidenschaft Gewalten aus Aug' und Zügen der unterthänigen Dame in Grau hervorbrechen, die ihr ganzes Innere bei den Worten durchflutheten.

Was war's, das diese beiden sich so fern stehenden, so verschiedenen Frauen zu dem Haß, der Rache trieb, das beides doch mächtig im Herzen aufwogen wußte, um sich dergestalt fort und fort in ihren Mienen auszudrücken?

Die Folge wird's enthüllen! — Für jetzt feierte die Selbstbeherrschung einen Sieg. Die Fürstin zwang sich zur Höflichkeit, wandte ihrem Gaste

wieder das Antlitz zu, — die Erzieherin aber erheuchelte um ihren widerstrebenden Mund ein Lächeln.

„Ich habe die Ehre, mich der Frau Fürstin zu empfehlen!" sprach sie verbindlich; öffnete die Thüre, setzte aber dann, wie sich plötzlich auf etwas besinnend, hinzu:

„Ah —, ich muß mir noch Eins zu bemerken erlauben, noch die unterthänige Bitte, daß, im Fall ich irrte, und dies — mit dem Fürstentitel — versehene Tuch nicht Ihro Gnaden gehören sollte, — es dann gnädigst der Frau Gräfin Schwester, zur ferneren Vermittelung an die rechtmäßige Eigenthümerin übergeben zu wollen. — Ich fand es vorhin, als ich in's Schulzimmer, an Herrn Candidat Seeberg's Stube vorüber, ging."

„Ha! — was ist das?" — rief die Fürstin, als die Thüre sich rasch hinter Fräulein Burgen geschlossen. „Das war eine ihrer Bosheiten!"

Sie stürzte auf das Tuch zu, und die Stickerei in der Ecke betrachtend, sagte sie überrascht:

„Moorenfürstin? — Wie seltsam! — Doch soviel steht fest, ihm gehört es nicht! — Dies Tuch muß eine der Damen verloren haben, die zum Feste gekommen sind und deren Zimmer auf

jenen Corridor hin münden, der auch zu seinen Stuben führt! — „Moorenfürstin!“ — Der Titel ist jedenfalls ein Scherz, wenn auch bis jetzt mir ein völlig räthselhafter; — ein Scherz, sicher mir zu meinem morgigen Geburtstage ausgedacht, und auf dessen Lösung ich — soll offen ich's gestehen, doch recht neugierig bin.

Sechstes Kapitel.

„Darf ist stören?“

Mit dem Rufe klopfte Jemand an die Thüre der Fürstin Vera und öffnete sie im selbigen Augenblick. Die Fürstin warf beim Klang der Stimme rasch das Tuch bei Seite und eilte der Eintretenden entgegen, indem sie nicht ohne Ueberraschung ausrief:

„Wie, Nadine — Du! — Du findest vor dem Feste noch die Zeit, zu mir zu kommen?“ —

Gräfin Arnstein, die Schwester der Fürstin, war eine Frau von ungefähr vierunddreißig Jahren, die aber sehr wohl conservirt und bedeutend jünger aussah. Sie bot in ihrer ganzen äußeren Erscheinung den vollkommensten Gegensatz zu der Fürstin. Sie war auch groß und schlank, doch zart und blond, und man würde ihr Antlitz lieblich genannt haben, wenn nicht ein Ausdruck

von Würde und Ernst jene Bezeichnung geradezu unmöglich gemacht — und ihrer Erscheinung, ihrem Wesen den Charakter des Stolzes mit aller Entschiedenheit aufgeprägt hätte.

Schiller's Worte: „Denn eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit" — konnten durch Niemand besser repräsentirt werden, als durch sie, die durch ihren stillen Ernst, ihre höfliche Kühle unwillkürlich jedes warme, aufwallende Gefühl erstickte oder mindestens hemmte.

Das ernste, schöne Antlitz der Gräfin bot beim Anblick der Schwester plötzlich den höchsten Reiz, den es annehmen konnte. Es strahlte von Liebe und Zärtlichkeit Ihr aufleuchtendes Auge haftete mit vollster Bewunderung an der herrlichen Erscheinung der Fürstin, und sie rief mit einer fast mütterlichen Freude:

„Vera — Vera, wie schön Du wieder bist, wie Du's doch verstehst, Dich zu kleiden!"

Das reizende Gesicht der Fürstin zeigte einen Ausdruck tiefster Verstimmung, und verdrießlich sagte sie:

„Schön? — Nadine, ich fand mich noch eben entsetzlich. Es war eine Thorheit, mich zu einem Juwelierladen umzugestalten, weil Ihr eins Eurer größten Feste gebt, — es war Dummheit, zu

einem Balle sammetne Schlepprobe anzulegen, die mich junge Frau zur alten Matrone stempelt."

„Du bist kein Juwelierladen! Du bist einzig Deines Ranges, Standes und — der Gelegenheit entsprechend gekleidet. Wir haben den ganzen Adel der Nachbarschaft bei uns, und außerdem giebt mein Mann dieses Fest, das weniger ein Ball ist, seinem Jugendfreunde zu Ehren, einem Manne von —"

„Ich weiß, ich weiß, Nadine! — Dieser Freund ist auch ein Mann von Rang und Stand, ist ein allgewaltiger Minister eines Eurer tausend großen Reiche im großen Deutschland, und ist außerdem Jemand, — dem ich mich tief verpflichtet fühlen soll, weil sein Glücksstern ihn gerad' zu der Zeit nach Petersburg führte, als mein Mann starb, und ich eines Helfers, eines Rathgebers bedurfte."

„Vera, Du bist verstimmt!" sagte die Gräfin sanft.

„O nein; mich ärgert nur, daß Du ewig und auch jetzt wieder die unerreichbare Höhe unserer Stellung andeutest, und als Hauptverdienst der Leute immer hervorzuheben suchst, daß sie von altem Adel sind oder irgend eine miserable Würde in einem Eurer kleinen Königreiche bekleiden. Mein Gott, was kümmert mich das, Nadine? — Ich

sagte Dir's tausendfach: mir gilt ein liebenswürdiger Mensch mehr, denn ein hochgeborener, der langweilig ist — und langweilig zum Sterben ist der Herr Minister."

„Deine Stellung, Deine Verhältnisse erfordern indessen auch einige Rücksicht gegen jene Hochgeborene!" entgegnete die Gräfin, ohne Notiz von dem letzten Ausfall zu nehmen.

„Nun, sagt ich's nicht!" rief die Fürstin gereizt; „Stellung, Stellung, das ist Deine Losung! — Mein Himmel, was hab' ich davon, Fürstin zu heißen, — was ist's, daß Du eine Gräfin bist? — Wollte Gott, wir wären anstatt vornehme Frauen — glückliche!"

Ueber das ein wenig bleiche Antlitz der Gräfin verbreitete sich ein tiefes Roth, und ihre hohe, schlanke Gestalt mit der ihr so wohlkleidenden ernsten Würde aufrichtend, entgegnete sie lebhaft, fast freudig:

„Ich bin eine glückliche Frau, Vera, und —"

„Wie? — Du glücklich! Du willst glückliche Frau sein?" rief die Fürstin mit fast beleidigendem Staunen.

„Vollkommen glücklich! — so, geliebte Vera, daß ich Jedem, den ich liebe, nur mein Loos wünschen kann."

„Es ist unmöglich, Nadine! — Wie könntest Du mit Deinem vollen, warmen Herzen glücklich sein an der Seite solch' engherzigen, vorurtheilsvollen Pedanten, wie Dein Gemahl ist!" —

„Vera, mein Mann ist weder das eine, noch das andere; er ist ein deutscher Ehrenmann in der vollsten, schönsten Bedeutung dieses Wortes! — Ich achte — liebe — bewundere ihn."

„Ja achten, das ist möglich! doch lieben — lieben? — nein und tausendmal nein, Nadine; Du kannst diesen ewig kühlen Mann, diesen stolzen, starren Charakter nicht lieben, kannst mit ihm nicht glücklich sein!"

„Und doch bin ich's, Vera! — dennoch liebe ich ihn. Wahr ist's, daß ich ihm einst in meinem siebenzehnten Jahre willenlos verlobt wurde, und er mir nicht dem Ideal meiner Träume entsprechend schien. Ich war schüchtern, blöde — mich beängstigte sein Ernst, die ruhige Würde seiner männlich stolzen Erscheinung." —

„Kurzum, Nadine, Du liebtest ihn so," rief die Fürstin lachend, — „daß Du in Weinen ausbrachst, wenn man Dich in den Salon berief, wo er war. Obschon noch Kind, entsinne ich mich doch dessen ganz genau; entsinne mich, wie oft Schwester Kathinka und ich mit Dir weinten, wie

Fräulein von Dannstedt, unsere Gouvernante, Dich beruhigte und uns schalt."

„Deine Erinnerungen sind treu, Vera — die meinen auch!" entgegnete die Gräfin ruhig, fuhr aber, immer lebhafter werdend, fort: „So weiß ich denn, wie glühend ich den Grafen Arnstein seit dem Tage liebte, wo unser unglücklicher Vater, von den Folgen seiner strafbaren Handlung betroffen, erst seines Amtes entsetzt — und dann nach Sibirien verbannt wurde. — Ja, seit dem Tage liebte ich Arnstein, wo er — ganz entgegengesetzt handelnd, wie der Verlobte unserer älteren Schwester Alexandra, der seine Braut aufgab — die Mutter mit Bitten bestürmte, mich ihm bald zu vermählen, um dadurch das geheiligte Anrecht zu gewinnen, nicht nur für mich, — sondern für Euch Alle sorgen zu dürfen."

Die Gräfin, welche die letzten Worte in heftiger Erregung gesprochen, hielt inne und wandte das feuchte Auge einen Moment ab von der Schwester, die sie mit einem Ausdruck anstarrte, als erzähle ihr jene ein unglaublich Märchen. Die Bewegung ihres Innern niederkämpfend, setzte sie nach einer Weile ruhiger hinzu:

„Fällt auch jene Epoche meines Lebens in die Zeit, wo Du und Schwester Katharina Kinder

waret, — den Wechsel der Verhältnisse also in seinem vollen Umfange nicht begreifen konntet, so wirst Du Dich, bei Deinem sonst so guten Gedächtniß, doch der späteren Jahre erinnern, wo Du und Katharina erwachsen waret, Ihr Beide mit der Mutter, nach des Vaters Tode, von Sibirien nach Deutschland übersiedeltet, und mein Mann Euch eine Heimath in diesem Hause eröffnete, Euch Bruder wurde und der Mutter liebender, aufopfernder Sohn war. Wie sollte ich ihn daher nicht lieben, beste Vera, nicht glücklich an der Seite solchen Mannes sein? — Ist er doch der aufmerksamste Gatte — der zärtlichste Vater — Vater der Kinder, die meine Welt sind."

„Du bist in sofern glücklich, Nadine," sprach die Fürstin nachdenklich, daß Du das Talent besitzest, einem Schein von Glück den vollen Strahl zu entlocken und das Einfachste mit der Glorie des Höchsten zu umgeben weißt. Ich besaß nie diese Gabe, die ich übrigens mehr ein zufriedenes Herz, als beglückten Sinn nennen möchte, und noch weniger als glänzend ausgefallenes Lebensloos bezeichnen kann."

„Du beharrst also dabei, mir mein Glück zu bestreiten!" rief die Gräfin heiter, setzte aber ernst, voll freudiger Zuversicht hinzu: „Gott sei Dank,

daß dies von Menschenwort und Urtheil nicht abhängig ist; daß es fest gegründet auf ein Herz, einen Charakter, welches beides Felsen in der Wogenbrandung des Lebens waren und sind."

„Nein, Nadine, ich streite nicht, ich will Dein Glück auch nicht mehr in Abrede stellen, trotzdem es in einen Kreis von Verhältnissen gebannt ist, die ich nur spießbürgerlich nennen kann, und die viel zu eng und begrenzt für meine Anschauungsweise sind; doch ich, Nadine — ich! — Was ist mir an Glück im Leben zu Theil geworden?" —

„Vera, Du warest mit sechzehn Jahren bereits auf dem Gipfel des Glücks, als Du die Gemahlin des reichen Fürsten Surowieff wurdest, und —

„War mit siebenzehn Jahren aber auch schon ein unglückliches, elendes und bejammernswerthes Weib!" fiel die Fürstin der Schwester rasch und lebhaft — voll Bitterkeit und Zorn in's Wort. „Denk' nur an die Laster meines Gatten."

„Vera — vor Dem, das Dich unglücklich, bejammernswerth machte, warnte Dich unsere Mutter im Voraus, warnte Dich unsere Schwester Katharine sogar, inmitten ihres genußsüchtigen, gedankenlosen Lebens; sie bat, flehte, Du solltest die Fürstenkrone nicht um so hohen Preis erkaufen.

Sie kannte Surowieff — und was Arnstein und ich Dir sagten —“

„Das weiß ich, weiß ich Alles, Nadine. Ihr nanntet den Fürsten einen unverbesserlichen Wüstling; indessen — bedenke seine Schönheit — meine Jugend.“

„Gewiß, und darum fällt mir auch nicht ein, Dich anzuklagen.“

„Berufst Dich aber doch auf jenes Glück in meinem jetzigen Durst nach Glück.“

„Ja, da hast Du recht, Deine Stimmung „Glücksdurst“ zu nennen, und verzeihe mir, wenn ich glaube, ein Fieberwahn umnebelt zugleich Deine Sinne bei diesem unseligen Drange, ihn zu befriedigen.“

„Nadine!“

„Sicherlich, Vera! — Du handelst im Fieberrausch seit langen Monden.“

„Weil ich wünsche, glücklich zu sein und erlöst zu werden von dem qualvollen Dasein einer ewigen Convenienz?“

„Was nennst Du überhaupt beglücktes Leben?“

„Jene Ziele des Glücks zu erreichen, die unsere Schwester Katharina sich zu erringen verstand und die ihr Seligkeiten brachten, die wir in

unseren von Form und Anstand abgegrenzten Existenzen nie kennen lernen! Sie beneide ich."

Die Gräfin schauderte und rief lebhaft: „Du redest so, weil Du ihre Schicksale nicht kennst! — Jedoch Vera, was Du davon weißt, sollte Dich nicht veranlassen, gerade die Frau zu beneiden, die Form und Anstand mit Füßen trat, ihren Ruf untergraben hat, ihrer Familie Schande brachte und — von der Welt verdammt wurde."

„Nadine! — ich sagt's Dir lange, sag's Dir wieder, Du bist zu deutsch, das heißt zu spießbürgerlich in diesem kleinen Deutschland geworden, denn Du hast in den engen Grenzen Deines von der Welt abgeschiedenen Reiches ganz jene für die Welt so nöthige Fähigkeit verloren, Lebens- und Herzensverhältnisse schöner, gefeierter Frauen, wie unsere Katharina ist, richtig und nicht so zu beurtheilen, als wäre sie die Frau eines einfachen Bürgers eines Eurer kleinen Nachbarstädte."

„Vera — für das Weib giebt's nur eine Beurtheilung, die, ob sie ihre Pflichten erfüllt oder nicht! — Kann man aber Kathinka beurtheilen, ohne sie nicht gleichzeitig zu verurtheilen?"

Die Gräfin sprach mit Eifer und im Tone einer festen, unumstößlichen Ueberzeugung. Fürstin Vera warf voll sichtbarer Ungeduld Sachen, die

vor ihr auf dem Tische lagen, durcheinander, — ging dann hastig im Zimmer auf und nieder, setzte sich endlich in einen der am Kamin stehenden Sessel und sprach in höchster Aufregung:

„Sieh', Nadine, da ist wieder Deine Einseitigkeit des Urtheils! Was that Kathi, als die Welt sie schon verdammte? — Sie konnte nicht auf einem einsamen Landgute inmitten von geistig uncultivirten Leuten leben, wo sie zum Besuch bei ihrer zukünftigen ernsten und sehr gestrengen Schwiegermutter war; — sie reiste eigenmächtig nach Paris zu unserer ältesten dort verheiratheten Schwester, — amüsirte sich, wurde gefeiert, weil sie schön, jung — geistvoll und liebenswürdig war."

„Und was that sie später? Nennst Du Gelübde brechen — nichts?" —

„Nun derartig Furchtbares that sie auch nicht, um so beurtheilt zu werden. Ihr und die Mutter hattet sie mit Gewalt Paris entführt, wo sie glücklich war, — Ihr brachtet sie nicht nur zurück in diese deutsche Einöde — Ihr wolltet sie auch zwingen, ihren langweiligen Verlobten zu heirathen, der sie ewig von seinen Ochsen und Schafen unterhielt. Sie entfloh am Hochzeitstage, da sie wahrscheinlich nur da Gelegenheit hatte, zu ent-

kommen; — es war für beide Familien allerdings eine Blame, jedoch Eure gerechte Strafe, denn wie konntet Ihr solch einfachen Oekonomen nur passend erachten als Gatten für Katharina, diese glänzende Katharina!" —

„Weil wir wußten, wie sie ein Jahr zuvor darnach getrachtet hatte, seine Braut zu werden," erwiederte Gräfin Arnstein ruhig; — „sie hatte es zu jener Zeit als ein Glück angesehen, mit solchem Manne, — mit einem Manne von gutem Ruf und ehrenhaftem Charakter verbunden zu sein, und — außerdem war unsere Schwester auch äußerst empfänglich für jenen mächtigen Zauber, der in dem Besitze einer Million liegt, und — Baron Hamerau, ihr Verlobter, war Millionär! — Sie war seine überselige Braut, dann — später — vermißte sie Geist, Talente und jene diabolische Schönheit an ihm, die plötzlich der Typus ihrer — Geschmacksverirrung geworden!"

„Und dies schmerzlich Vermißte fand sie auf glänzendste Weise in jenem jungen genialen Künstler vereinigt, den sie in Paris kennen gelernt hatte, und der ihr nach Deutschland gefolgt war, — in diesem Signor Carlo Abraccino, der für unsere glänzende Kathi wie geschaffen, der ihr ebenbürtig an Geist und Bildung war! — O, wie

selig muß sie gewesen sein, als ihre Flucht gelungen, als sie, entronnen den unglücklichen Vorurtheilen unseres Standes, — zerbrochen hatte jene Kette, die sie umschmiedet, und das Weib des Geliebten werden konnte."

Die Fürstin war in Ekstase — Gräfin Arnstein in offenbarer Verzweiflung, wenn sie auch mit äußerer Ruhe da stand und anscheinend nur Sinn hatte für jene Blumen des Damastes am Fauteuil, über welche sie langsam mit dem Fächer hinstrich. — Erwartungsvoll blickte die Fürstin auf dies unbewegte Antlitz, auf diese regungslose Gestalt, die ihr gegenüber am Kamin lehnte, dessen Flammen jene stille, stolze Schönheit so hell umleuchteten. — Plötzlich zuckte es auf in ihren Zügen; sie verriethen die ganze Liebe und Zärtlichkeit, welche sie für die jüngste Schwester, ihren Liebling, hegte, die sie in Gefahr sah und gern retten wollte; dann zogen dunkle Schatten über ihr klares Gesicht, und sie sprach trübe:

„Vera — was ich Dir nie verrieth, höre jetzt! — Jener von Dir bewunderte Künstler war ein elender Bube! — Er hatte die gläubige Kathi dem sichern Schutze geebneter Verhältnisse entrissen, um sie in die furchtbarste Wogenbrandung elendesten Geschickes zu stürzen, das ein

Mädchen betreffen kann! — Sie war nur seine Geliebte! — Sie war gebrandmarkt vor der Welt, sobald diese erfuhr, Madame Abtaccino hieß noch Katharina von Romanoff. — — In wildester Verzweiflung über ihre Schmach fand ich unsere glänzende Schwester in Paris wieder — — ihr Stolz kettete sie einzig noch an den Geliebten, den sie verachtete, und er — war ihr Tyrann in jeder Beziehung! — Sah ich je eine Frau elend — sie war's! — Sah ich je eine brennende Reue, — so bei ihr! — Blickte ich je in einen Abgrund von Verzweiflung, — so damals, als sie mir ihr ganzes Herz ausschüttete und — mich um Geldunterstützung bat!"

Die Fürstin starrte fast todtenbleich auf die Schwester, — Gräfin Arnstein fuhr leise fort:

„Und was war jenes Leid gegen die Qual, die sie hier, hier ertrug, an dieser Stelle, wo wir Beide in Ruhe und äußeren Frieden weilen? — Vor vier Jahren kam Kathi — unsere schöne, glänzende Kathi in eben so harter Winterzeit, krank — zerlumpt hier an! — Drei Tage später fand ich sie hier in diesem Zimmer auf's Roheste behandelt von — ihrem Geliebten, dem sie endlich entflohen, — der sie gesucht und gefunden hatte. Dort, — wo Du gegen die Kaminstäbe Deinen

zarten Fuß stemmst, da lag sie zuletzt angeklammert — sich wehrend und vertheidigend gegen den, der sie fortschleppen wollte, damit — sie auf der Bühne auftreten sollte, wo er sie als erste Liebhaberin engagirt hatte! — Arnstein war nicht zu Hause, — mich, die ich nach Hülfe schrie, warf er zu Boden — ich zerschlug mir den Kopf an der Kaminecke — sah Kathi noch rücklings überfallen — ohnmächtig werden und — als ich selbst zum Bewußtsein erwachte — war das Zimmer leer — Beide fort." —

Uebermannt von einem Heer trostloser Erinnerungen, beugte die Gräfin das von Thränen überströmte Gesicht nieder auf den Sessel und schluchzte laut. — Nur mit Mühe konnte die erschrockene Fürstin sie beruhigen.

„Beneide sie nicht, Vera!" rief sie im flehenden Ton, unter heißen Thränen. „Bitte einzig Gott, daß Kathi in dem Hafen ausdauert, den sie von Neuem erreicht hat."

„Du hörtest wieder von ihr! — Du weißt, wo sie jetzt ist?" fragte die Fürstin aufspringend.

„Seit einigen Monaten kenne ich ihren Aufenthaltsort wieder. Du glaubtest stets, jene Signora Abraccino, von der Du in Mailand gehört, sei unsere Kathi — ich ließ Dich in dem Glauben,

weil ich ihr einst gelobt, nie ihre Schmach zu verrathen. — Jene, das war aber Abraccino's Frau, mit der er seit frühester Jugend bereits verbunden war, und die er verlassen. — Sie hatte sich wohl nicht um ihn gegrämt — ihm seine Wege nicht durchkreuzt, und war geachtete Schauspielerin geworden. Arnstein hatte durch eifrige, unausgesetzte Nachforschungen dies Alles nicht nur ermittelt — auch von Abraccino's ehrenwerther Frau, auf dringende Bitte, die feste Zusage ihrer Hülfe — im Fall der Noth — erhalten. — Eines Tages erschien nun bei uns ein junger Mann, Namens Heinrich Adelka — ein früherer Bekannter und Freund Kathi's. Er hatte sie auf einer Reise in Italien in Florenz gefunden — sie befreit — nach Deutschland geleitet, und berief auf Kathi's Bitte Arnstein zu ihr. Herrn Adelka hatte sie ihre Schmach nicht gestehen mögen, — er hielt sie für Abraccino's Frau — dessen unglücklich gemartert Weib, das durch ihrer Verwandten Hülfe endlich von ihrem Elend befreit zu sein wünschte! — Arnstein konnte das jetzt, und er that's — scheute selbst nicht jene großen Geldopfer, die Abraccino für sein Schweigen verlangte, daß Fräulein von Romanoff nur seine Geliebte, nie seine Frau gewesen. — — Kathi kehrte nach Paris zu unserer

ältesten Schwester zurück. — Wieder wurde sie gefeiert — geliebt — ihr Dasein war aber zerstört. — Eines Tages verschwand sie — war verschollen und die Welt glaubte das Schlimmste — ich hielt sie für todt. — — Im vergangenen Sommer — vor wenigen Monden also — kam ich auf einer Reise in's Bad durch eine Fabrikstadt, in deren Nähe Arnstein's Schwester auf einem Gute zum Besuch war, und mit welcher ich an dem Orte ein Rendezvous verabredet. Im Fahren durch Derenfeldes Straßen sehe —

„Derenfelde?" rief die Fürstin, — „in Derenfelde warst Du?"

„Ja, Derenfelde heißt die kleine Stadt!" erwiederte die Gräfin möglichst unbefangen, obschon sie einem heißen Erröthen nicht wehren konnte, das unwillkürlich ihr Antlitz überströmte.

„Ist dies dasselbe Derenfelde, wo Seeberg im August dieses Jahres hinreiste?"

„Jawohl, dort lebt sein Onkel. Was hast Du Vera?"

Der Ton der Gräfin war nicht so ruhig mehr, und fast erschreckt sah sie auf die Schwester. Hatten aber auch die dunkeln Augen Fürstin Vera's einen Moment in jenem flammenden Licht geleuchtet, das stets bei ihr eine heftige innere

Aufregung verkündete, — hatten ihre Lippen gebebt, ihre Stirn sich gerunzelt, — sie bannte jedes verdächtige Zeichen und erwiederte kalt:

„Ich wundere mich nur, daß Du nie von dieser Deiner Reise nach Derenfelde gesprochen hast. Es wäre doch natürlich gewesen."

Einen Moment zuckte es nun auch durch's Antlitz der Gräfin, dann stieß sie heraus:

„Katharina bat mich, nie davon zu reden. — Ich forschte nämlich, nachdem ich sie gesehen hatte, nach ihr; erfuhr aber nur, daß in jenem Hause der Banquier Adelka wohne, der vor Kurzem die Gouvernante seiner Tochter: „eine Frau Leonore von Dannstedt" — geheirathet habe. — Ueberlegend, ob das Katharina sein könne, — ob sie unterdessen zweimal geheirathet habe und jetzt in Derenfelde lebe, meldete man mir „Frau Adelka." Ermiß mein Staunen — als ich in ihr wirklich die verschollene Schwester fand. Frau von Dannstedt war sie nie gewesen — sie hatte sich nur so genannt. Der Grund der sie bestimmt und veranlaßt hat, in Derenfelde unter anderem Namen als ihrem eigenen aufzutreten, ist, — wie sie behauptet, einzig der lebendige Wunsch gewesen — mit ihrer ganzen Vergangenheit zu brechen, und nicht nur ein neues Leben zu beginnen, — nein,

auch durch nichts mehr an all' die Thorheiten gemahnt zu werden, die sie begangen, und welche sie — wie sie sagt — bitter bereut hat. Eure ehemalige Gouvernante, Fräulein von Dannstedt, die in Paris das deutsche Werneck'sche Pensionat mit Kathis Hülfe einst angekauft hatte, und von unserer Schwester vor Jahren wirksam unterstützt und protegirt wurde, jene Dannstedt hat sich ihrer nicht allein angenommen, als Kathi sie in ihr Vertrauen gezogen und von ihren Wünschen unterrichtet — sie hat ihr auch alle Papiere einer in Amerika verstorbenen Schwägerin verschafft. die in fast gleichem Alter mit Katharina gestanden, Kathinka ist dann unter dem Namen „Leonore von Dannstedt" durch die Empfehlung ihrer Gouvernante erst Lehrerin in einer Schule in Deutschland geworden, dann Erzieherin eines Fräulein Adelka in Derenfelde. Ihre Schönheit hat, wie es scheint, den Vater des Mädchens eben so bezaubert, wie sie vor ihm hundert Andere entzückt und hingerissen hat; — er —"

„Du nanntest Herrn Adelka vorhin einen jungen Mann, und jetzt sagst Du, daß er eine Tochter hat, die Du schon „Fräulein" nennst."

„Sie hat nicht jenen jungen Mann geheirathet; sondern dessen alten Onkel."

„Wie? — o — die arme — arme Kathi! Ich möchte sie sehen."

„Kathi behauptet, sehr glücklich zu sein! — Sie bat mich auch, unsere Verwandtschaft zu ignoriren, und, begegneten wir uns noch einmal im Leben, in ihr nur die Schwägerin einer Dame zu sehen und zu erkennen, die einst in Petersburg Erzieherin meiner jüngeren Schwestern gewesen sei."

„Sagtest Du Arnstein davon?" fragte die Fürstin.

„Gewiß! und er meinte, es sei eine von Kathi's Extravaganzen, sich andern Namen gegeben zu haben, dann Gouvernante und nun Frau eines alten Banquiers geworden zu sein; — ich aber glaube wirklich, Kathi hat bereut, wünschte zu sehr, in geachteten Verhältnissen zu leben, wo Niemand ihre Vergangenheit kannte. Gebe nur Gott, daß sie Ruhe behält — Niemand ihrer früheren Freunde ihr stilles Asyl entdeckt."

Fürstin Vera sann einige Minuten nach und rief dann rasch: „Wie hast Du dann nur Fräulein Burgen zu Dir nehmen können, die Verwandte in Derenfelde hat? — Schicke sie fort — ich bitte Dich — Kathi's wegen!" —

„Sie wurde mir durch die Fürstin Reifenstein empfohlen; sie ist eine vortreffliche Erzieherin für

meine Töchter, liebe Vera, und außerdem ahnt und weiß sie ja nicht, wer Frau Adelka ist. Anna Burgen kümmert sich nur um ihre Pflichten."

„Ich habe Beweise, daß sie sich auch um andere Dinge kümmert, und namentlich stets Personen im Schlosse beobachtet, die sie nichts angehen!" rief die schöne Frau erbittert.

„Ich merkte davon nie etwas," antwortete die Gräfin ruhig.

„Weil Du in sie und ihre Eigenschaften als Lehrerin vernarrt bist. Du protegirst sie so, daß ja selbst Seeberg gestern sagte, Du verwöhntest sie zu sehr."

„Er wünscht vielleicht keine verwöhnte Frau!" rief die Gräfin lächelnd.

„Wie — Du glaubst doch nicht etwa, Herr Seeberg denke daran, sich solche Folie zu seiner glanzvollen Erscheinung für's Leben zu nehmen?" fragte die Fürstin in scharfem Ton und setzte mit einer gewissen Heftigkeit hinzu: „Seeberg's Geist fliegt doch wahrlich hoch hinaus über die engen Grenzen des deutschen Spießbürgerthums."

„Flog!" sagte die Gräfin kalt; „flog!" rief sie laut und mit großer Klarheit, „denn längst ist er von dem höheren Aufschwung seines Geistes, wie Du das Vergessen seiner Pflichten zu benen=

nen beliebtest, zurückgekehrt in Grenzen, die deutsche Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit um den Beruf eines Mannes ziehen. Ein Mann wie Seeberg konnte nur kurze Zeit in Verblendung handeln, und einmal erwacht aus dem Taumel, wird er nie wieder hinein gerathen!" —

„Was beliebst Du Verblendung, Taumel zu nennen?"

„Seine Handlungsweise der ersten Zeit, wo Du hier bei uns lebtest, — wo er nur Augen und Sinn für Deine Schönheit hatte; Du ihn betrachtetest wie Deinesgleichen und ganz vergaßest, daß er der Lehrer unseres Sohnes; wo Du Dich von ihm malen ließest, und er sich einzubilden begann, daß ein Künstler in ihm stecke."

„Die Zeit also, mit einem Wort," schaltete die Fürstin lebhaft ein, „wo eine junge glühende Seele zu höherem Streben, freieren Geistesanschauungen erwachte, die wagst Du, in Deiner kleinlichen Anschauung aller Dinge, wirklich nur als Taumel zu bezeichnen?" —

„Ja, Vera, und tausendmal ja! Und was ich gedacht, gehofft — erfüllte sich: er erwachte! — Ich hielt Seeberg, trotz seiner Lebendigkeit und großen Genialität immer mehr für einen ernst reflectirenden, Alles genau berechnenden Cha-

rakter. Das ist mehr oder minder den Deutschen eigen, — ein Typus der ganzen Nation! So kehrte denn auch unser guter Seeberg aus jenen idealen Höhen zurück, nachdem er eingesehen hatte, wohin es führe, wenn er lockendem Irrlicht folge, — einem Irrlicht, das er in jugendlicher — in nur zu verzeihlicher Verblendung — für einen Stern anzusehen bereit war, der ihm leuchten könne — leuchten würde für's Leben."

„Und wer verhalf ihm zu der unglücklichen Verblendung, daß einem inneren Berufe folgen, der ihn aus den Höhen der Kunst in die Hallen unsterblichen Ruhmes getragen haben würde, kein Verfolgen leuchtenden Sternes, sondern täuschenden Irrlichts gewesen sei?"

Die Augen der Fürstin flammten bei den Worten hell wie Blitze, und ihre Frage war kalt, schneidend in Ton und Inhalt. Gräfin Arnstein schlug den Blick nicht nieder vor diesen zuckenden Lichtern, und den furchtbaren Hohn, die tiefe Bitterkeit in der Frage der aufgeregten Schwester überhörend, entgegnete sie ruhig:

„Was Du Verblendung nennst, ich aber gewonnene Einsicht heiße, dazu verhalf ich Seeberg. — Ich hielt's für meine Pflicht, den jungen Mann aus dem Taumel zu reißen, in den Deine Excen-

tricität ihn gestürzt hatte. Ja, Vera, sieh' mich immerhin so wild und böse an, ich sag' es doch, daß Excentricität Dein ganzes Benehmen gegen ihn war, und er ohne Dich schwerlich auf den Gedanken gekommen wäre, Maler zu werden und seinen Beruf aufzugeben. Du wußtest schwerlich, was Du thatest, als Du Seeberg's Gedanken, einzig aus Nebenzwecken, hinüber in andere Sphären leitetest. Du bedachtest nicht, daß eine alte Mutter lange, lange Jahre gedarbt und ihr Alles daran gesetzt hatte, um diesen Sohn studiren und ihm eine Ausbildung geben zu lassen, die ihn in Stand setzte, einst ihre Stütze und die ihres jüngeren Sohnes zu sein. — Jetzt war Seeberg seit Jahren Stütze, Versorger dieser Mutter und jenes jungen Bruders, den er studiren läßt. Dauerte er nur noch wenige Monate aus, so war der Zeitraum vorüber, für den Arnstein ihn engagirt hatte, und nach Ablauf dessen er eine lebenslängliche, wenn auch nur kleine Pension von uns erhält. Das Alles wolltest Du ihm blind zerstören — was aber als Ersatz bieten?" —

„Erst die Kunst, dann — meine Liebe — meine Hand!" rief Fürstin Vera stolz und freudig.

„Das glaubst Du, Vera; doch war Seeberg erst fort, um in der Kunst die Höhe und die Stel-

lung zu erlangen, die Ihr Beide erträumtet — war er Dir aus den Augen — so auch hin Deine Liebe, Deine Treue! — Beides bricht wie ein Rohr — ich weiß Das von der Zeit, wo Du Dich Benno Arnstein heimlich verlobt hattest und — drei Monate später — Surowieff Deine Hand reichtest."

„Du hättest doch warten sollen, ob diese Liebe nicht tiefer, dauernder gewesen wäre, bevor Du in mein Schicksal eingegriffen."

„Das konnte ich nicht! — Ich hatte Pflichten gegen Seeberg, der unserem Kinde seit Jahren seine Kräfte gewidmet und bis dahin so treu all' seine Pflichten erfüllt hatte. So bat ich ihn denn, seinen Entschluß erst noch in nähere Erwägung zu ziehen, sich mit seiner Mutter zu berathen und — nichts zu übereilen."

„Und dies Alles thatest Du fern von hier! — In Derenfelde, im vergangenen Sommer, vor drei bis vier Monden, hast Du dies Complot gegen mich und mein Glück geschmiedet?"

„In Derenfelde allerdings sprach ich Seeberg auf meiner Reise zu Arnstein's Schwester; doch, liebe Vera, die Idee eines Complots besteht in Deiner Einbildung. — Fürchtete ich von Seeberg so viel wie von Dir, würde ich Arnstein längst

gebeten haben, ihn zu entlassen, um so mehr, als ich mit seinem Fortgehen völlig den Zauber für gebrochen erachte, den er jetzt über Dich ausübt."

„Hat Seeberg der Idee, Künstler zu werden, denn ganz entsagt?" fragte die Fürstin mit abgewandtem Antlitz. Ihr entging dadurch der rasche Farbenwechsel und ein gewisser angsterfüllter Ausdruck im Gesicht der Schwester.

Gräfin Arnstein verstand sehr rasch die gewöhnliche Ruhe in ihren Zügen herzustellen, und sagte ernst:

„So viel ich zu beurtheilen vermag, bleibt Seeberg Candidat, und erliegt unser armer Pfarrer hier in Arnstein seinem Brustleiden, wird mein Mann Alles aufbieten, Seeberg diese gute Stelle zu verschaffen."

Die Fürstin, welche sich bisher nur mit Mühe ruhig verhalten, schnellte bei den Worten empor, lachte laut und höhnisch, indem sie rief: „Ein würdiger Diener der Kirche! ein herrlicher Pfarrer!" — Dann nahm sie von Neuem ihren Platz ein, und mit dem kleinen Fuß ungeduldig gegen die messingenen Stäbe des Kamingitters pochend, fragte sie mit bebender Stimme:

„Du treibst Deine Verpflichtung gegen den Er-

zieher Deines Sohnes vielleicht so weit, ihm auch noch eine Gattin zu octroyiren? Mindestens würden mir dadurch Deine unweiblichen Bemühungen erklärt werden, Fräulein Burgen ewig an seine Seite zu bringen."

„Vera, noch einmal, Du bist verstimmt, beherrsche Dich!"

„Ich bin nicht verstimmt, nur tief unglücklich — elend — verzweifelt."

„Geliebte Schwester!" rief die Gräfin sanft. „Vor zwei Jahren in Paris sagtest Du zu mir: „„Nadine, frei — frei von dem Joche meiner unsel'gen Ehe — will und werde ich nie Anderes begehren."" Kaum sechs Monate später warst Du frei, der Fürst todt, und wohin — wohin frag' ich — hat sich seitdem schon Dein unruhig rastloser Geist im weiten Gebiete des Wunsches verirrt und verloren, — welch' vagen Ideen habe ich schon steuern müssen! — Bedenk', als Du vor Jahresfrist nach Algier wolltest, um den verwundeten Benno Arnstein zu pflegen!"

„Ich hatte an ihm etwas — nein, nicht etwas, sondern viel gut zu machen, Nadine!"

„Und wie ist's jetzt damit — jetzt, Vera, wo Benno in wenigen Wochen heimkehrt?" —

„Jetzt, Nadine — ist's anders."

„Warum? — weil Du neue Extravaganzen im Sinne hast, Dich als passend erachtest für einen Mann, der nicht nur schön und geistvoll, — auch ein Charakter ist — ein Charakter, der die geringste Untreue an seiner Frau mit tödtlichster Verachtung strafen und — nie — nie verzeihen würde! — Darum warn' ich Dich, Vera, denn — von Allem und Jedem abstrahirt — paßt Du durchaus nicht für einen solchen Mann wie Seeberg, dessen Grundsätze auf eiserner Basis beruhen. Außerdem — nun, lassen wir das! — Ich bitte Dich nur noch einmal, entsag' jener Thorheit, denn Du begingest ihrer genug und bist zur Vernunft auch endlich alt genug."

„Nadine — ist glücklich sein zu wollen eine Thorheit, — ist man zum lebendigen Verlangen nach Glück je zu alt?" —

„Das nicht; aber lebt man in Verhältnissen wie Du — heißt es auch diesen einmal Rechnung tragen."

„Nadine!"

„Ja, Vera, Du bist morgen siebenundzwanzig Jahre alt, bist Fürstin, Schwester der Reichsgräfin Arnstein, — Du solltest Dich daher nicht erniedrigen durch Avancen gegen einen Mann, — der Dich nicht mehr liebt!" —

Aus den Zügen der Angeschuldigten wich alles Leben, — doch es schien sich zu concentriren in den großen, tiefen Augen, die sich unnatürlich erweiterten und in wahrhaft erschreckendem Lichte flammten. Gräfin Arnstein entsetzte sich zwar im Innern, fuhr aber äußerlich ruhig fort:

„Vera — ich will Dich heilen — retten, — darum die Wahrheit. — O glaube mir! — Er liebt Dich nicht mehr — ich fühle es — und was Du auch thust, durch ihn Deinen jetzigen Traum verwirklicht zu sehen: Frau eines Künstlers zu werden, — durch Seeberg — erfüllt er sich nicht — der ist geheilt! — Durch was — dies —"

„Kein Wort mehr! — Du sagtest genug der Unwahrheiten; und bist Du gekommen, mich zu kränken — Du hast's erreicht — geh'! — tödtlicher konntest Du mich nicht beleidigen."

„Nein Vera — beleidigen wollte ich Dich nicht — Dir nur die Augen öffnen und auch Dir sagen: wie es meinem Sohne auffällt, daß Dein Kammermädchen ewig vor den Thüren seines Hofmeisters zu finden ist. Ich —"

„Ende! — Ich will nichts mehr hören und kann nicht die Hüterin meiner Zofe sein."

„Vera, Du willst mich doch jetzt nicht glauben

machen, Privatinteressen führten Anuschka beständig auf jenen Corridor, auf jene Gallerie, die an Seeberg's Zimmer stößt?"

„Glaube, was Du willst — mich aber laß jetzt endlich Toilette machen."

„Toilette? Du bist ja so geschmackvoll und prächtig gekleidet, Vera."

„Möglich — doch ich will nicht prächtig — ich will nur hübsch sein!"

„Du siehst schön aus."

„Ich will aber reizend werden."

„Und was willst Du wählen?"

„Vielleicht — wahrscheinlich nur mein Morgenkleid, wenn dieser Kopfschmerz zunimmt, der mich befallen hat."

„Vera — um Gott, nicht solche Capricen!"

„Diese Capricen, theuerste Nadine, werden mich mindestens nicht um die Gunst jenes vortrefflichen Freundes Deines hochverehrten Gatten bringen, dessen Theilnahme an meinem Geschick Euch liebende, vorsorgliche Geschwister veranlaßt hat, ihn nach Arnstein zu citiren und zu seinem Empfange die ganze haute volée der Nachbarschaft einzuladen. — Du weißt, er behauptete stets, meine Capricen wären mein Hauptreiz! — Sorg' Dich also darum nicht, — sondern sag' mir, ob jener

hochgestellte deutsche Aristokrat, auch vorhin bei seiner Ankunft, in der Art und Weise nach der entzückenden Fürstin Vera gefragt, daß Eure Hoffnungen nicht Schiffbruch gelitten haben?"

Fürstin Vera hatte bei all' ihren höhnischen Fragen die Juwelen aus den Haaren ge ommen und schleuderte nun auch den kostbaren Hermelin, der ihre schönen Schultern umhüllte, in eine Ecke des Zimmers. Gräfin Arnstein sah, hörte Alles; doch diesen Zustand der Schwester als den unerquicklichsten kennend, in dem auch jegliche Erörterung vergeblich, verließ sie rasch, ohne jede Antwort, das Gemach.

Die schöne Frau kam dadurch mehr zur Besinnung, als es die längste Strafpredigt vermocht hätte. Auf die geschlossene Thür blickend, sprach sie nachdenklich:

„Sie ist böse und — ich handelte unklug. Nadine im Zorn ist gefährlich! — — — — Erhalt' ich sie in guter Laune, so kann ich heul' Abend —"

Rasch eilte sie auf den Corridor, über den die Gräfin Arnstein langsam, würdevoll dahin schritt.

„Nadine! — liebe Nadine!" rief die Fürstin, und in der nächsten Minute legten sich ihre vollen

Arme um den Hals der erzürnten Schwester; ihre Stimme war weich, zärtlich, liebevoll, als sie flüsterte:

„Verzeih' — verzeih', Nadine, und — Dank für Deine Liebe, wenn diese Dich auch ein wenig zu weit geführt hat."

„Liebe Vera — dort stehen Diener — ich bitte Dich, nur hier keine Scene!"

Gräfin Arnstein entglitt bei den Worten rasch den Armen der Schwester, ordnete den verschobenen Spitzenmantel von Neuem in tadellosen Faltenwurf und setzte dann freundlich hinzu:

„Vera, willst Du Dich wirklich noch umkleiden, so hast Du die höchste Zeit; doch, liebe Schwester, noch Eins: „Wie reizend auch die Toilette der schönen Frau sein wird, wie hübsch meine Vera sich zu schmücken gedenkt — Graf und Gräfin Arnstein wünschten doch sehr, heute auch in Dir die Fürstin Surowieff repräsentirt zu sehen."

„Darin sollen die Festgeber nicht getäuscht werden!" rief die Fürstin lächelnd. — „Jedoch, beste Nadine — Deine und Deines Gemahls andere Hoffnungen und Erwartungen werden zerschellen an den Klippen der Unmöglichkeit."

„Andere Hoffnungen?" — wiederholte die Gräfin mit vortrefflich gespieltem Erstaunen, „Du

deutetest schon vorhin so etwas an, doch verstand ich Dich nicht.“

Noch einmal legten sich die schönen Arme der Fürstin ohne alle Rücksicht auf den Spitzenmantel, um den Hals der Schwester, und wie reizend war ihr frisches, lebensvolles Antlitz, als sie lachend flüsterte:

„Aus Deiner armen Vera eine hochgestellte deutsche Dame, — die Gattin jenes alten pedantischen Ministers zu machen! Oder, geliebte Nadine — irrte ich?“ —

Nur eine Secunde flog ein dunkler Schatten über das zarte, bleiche Antlitz der Gräfin, dann sagte sie lächelnd und sehr mütterlich lächelnd:

„Meine Vera irrt nie, wenn sie annimmt, daß alle Gedanken, alle Wünsche ihrer älteren Schwester nur das eine Ziel haben, den Liebling ihres Herzens vor den Klippen zu wahren, an denen das Glücksschiff unserer armen Katharina strandete, und — Dich endlich im sichern Hafen geborgen zu sehen.“

Finster blickten die strahlenden Augen der Fürstin, als sie in ihr Toilettenzimmer zurückkam.

„Lieber stranden, als im wohlverwahrten Hafen, an eiserner Kette, vor Anker liegen!“ rief sie, mit stürmischer Hast ihr Zimmer durcheilend. Da

fiel ihr Blick durch's Fenster; drüben, im Schloßflügel ihr gegenüber, sah sie, zwar halb verborgen hinter den herabfallenden Gardinen, aber dennoch klar und deutlich — abgehoben vom hell erleuchteten Hintergrund des Zimmers — den dunkeln Schatten einer großen, schlanken Gestalt, — erblickte in den Händen dieses dunkeln, unbeweglichen Bildes einen Gegenstand, den ihr scharfes Auge sofort als ein nach ihrem Zimmer hin gerichtetes Fernglas erkannte.

„So! — so!" rief sie jubelnd, „der reflectirende Deutsche berechnet wahrscheinlich Raum und Maß, das ihn vom lockenden Irrlichte trennt! — Bravo, Herr Pfarrer, das gefällt mir — und söhnt mich aus mit Allem!"

Fürstin Vera blieb eine Minute inmitten ihres Gemaches dem Fenster gegenüber stehen, dessen Vorhänge noch zurückgeschlagen waren. Hell und glänzend überströmte sie der Schein der Kerzen, die am Kronleuchter und auf Candelabern brannten. Ein glückliches Lächeln lag auf ihrem reizenden Antlitz, und aus ihren Augen leuchteten Hoffnung, Liebe, Entzücken und Seligkeit! — Verloren in Sinnen und Träumen, achtete sie nicht ihrer Umgebung, eilte jetzt plötzlich an's Fenster und schien den Flügel öffnen zu wollen; doch

— ehe es geschah, hatte eine Hand sie zur Seite gerissen, den Vorhang zugezogen, und die Stimme ihrer treuen Zofe rief angsterfüllt:

„Um aller Heiligen willen, Fürstin, es ist der Herr Minister, den Sie dort sehen! Man hat ihn vor einer Stunde in Candidat Seeberg's Zimmer einlogirt.“

Siebentes Kapitel.

Graf und Gräfin Arnstein, die Beide von verschiedenen Seiten in die zum Feste hergerichteten Gemächer ihres Schlosses eingetreten waren, um einen letzten prüfenden Blick auf das Ganze zu werfen, begegneten sich endlich in dem mittleren Raume der Enfilade von Zimmern und Sälen, — jener herrlichen Rotunde, in welcher sie stets ihre Gäste bei größeren Gesellschaften zu empfangen pflegten.

Ein geschmackvollerer, schönerer Empfangssalon konnte nicht leicht gefunden werden. Vielleicht legte auch kein anderer Raum des Schlosses in so einfacher und gediegener Pracht Zeugniß ab von dem Reichthum des Besitzers, — sowie auch von keinem andern Punkte aus sich die zum Feste bestimmten Localitäten in besserem und glänzenderem Lichte zeigten, als von dort.

Die bunte Mosaik des Marmorbodens in der Rotunde war zwar jetzt durch kostbare persische Teppiche überdeckt; jedoch die hoch und schlank aufstrebenden Säulen aus rothem Porphyr, welche die reiche Stuccatur des gewölbten Plafonds trugen, dessen Medaillons sämmtlich Kunstwerke berühmter Meister waren, alle jene Statuen und Vasen in den mit verte antico ausgelegten Nischen innerhalb des Säulenganges, der die Rotunde umzog, dann eine Cascade von carrarischem Marmor inmitten des Raumes, die schimmernd weiß aus dichter Blumengruppe emporstieg und köstlichste Essenz aufsprudelte — — all' diese Kunst und Pracht ringsum war vergleichbar leuchtendem Solitär in reichster Fassung.

Durch zwei der hohen breiten Säulenbogen sah man nämlich in unabsehbaren Reihen Zimmer an Zimmer, Saal an Saal sich fügen, Alles durchglänzt vom hellsten Schein der Hunderte von Kerzen an Kronen und Candelabern. Das dritte Portal der Rotunde mündete nach der ebenfalls mit hellstem Licht durchströmten Halle des Hauptcorridors, während das vierte durch seinen mächtigen Bogen hinblicken ließ in das mit bunten Lampen magisch erleuchtete Gewächshaus, dessen reicher Blumenflor und exotische Bäume

und Stauden den fernen Süden hin in unsern rauhen Norden bannten und völlig vergessen machten, daß hinter diesen verdeckten Glaswänden des Winters erster Schnee lag und der schärfste Decemberwind das gastliche Schloß umbrauste.

„Vortrefflich! ganz vortrefflich Alles!" sprach Graf Arnstein leise vor sich hin, indem er jene Rotunde betrat, wo seine Gemahlin hinter der Cascade stand und einem Diener den Befehl ertheilte, daß der Gärtner jetzt die köstliche Alpenrose bringen solle, die ihren Kelch am Festabend erst erschlossen hatte und bestimmt war, der Blumengruppe am Bassin die volle Weihe zu geben.

Der Diener entfernte sich, — der Graf schritt rasch auf seine Gemahlin zu und rief verbindlich:

„Niemand versteht in der That besser ein Fest zu arrangiren, wie Du, meine theuerste Nadine! — Doch was seh' ich! — Du bist verstimmt, — Du fandest etwas nicht nach Wunsch?" —

„Hier Alles auf's beste!" entgegnete die Gräfin schnell, ergriff dann den Arm des Gatten, zog ihn mit sich nach dem Gewächshause, und sich auf eins der zierlichen Sophas niederlassend, die auf dem breiten Perron der Terrasse standen, welche Schloß und Orangerie verband, — dort

Platz nehmend, fuhr die Gräfin fort: „Wir haben noch über eine Viertelstunde Zeit, mein bester Curt, laß uns diese benutzen zu letzter Berathung über Vera und — Deines Freundes Wunsch. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß es schlimm mit unserem Hoffen steht."

„So warst Du bei ihr?"

„Ja! — ich that, was Du gewünscht, — ich ging zu ihr und fand —"

„Daß sie noch immer fest an Illusionen hängt?"

„Fester als ich dachte, und entschiedener gegen unsere Pläne eingenommen ist, als ich fürchtete."

Ueber das kalte, ein wenig strenge Antlitz des Grafen flog ein Ausdruck von Spott, und er entgegnete mit ironischem Ton und Lächeln:

„Fürstin Surowieff muß in der That mehr Phantasie besitzen, als ich ihr zutraute, um nach Herrn Seeberg's völlig verändertem Benehmen gegen sie noch an alten Illusionen zu hängen."

„Und Du kannst noch über diese Illusionen lächeln, während ihre Ideen mir fast das Herz zerreißen. Mich hat soeben eine wahre Todesangst erfaßt, als sie mich hineinsehen ließ in das Bereich ihrer Wünsche und, ohne eine Mörder-

grube aus ihrem Herzen zu machen, ganz offen über ihre Ansichten von Glück philosophirte."

„Diese Angst, meine Liebe," entgegnete der Graf ruhig, „entspringt bei Dir aus der ungerechtfertigten Befürchtung, daß Vera eine zweite Katharina sein könnte in ihrer Leidenschaft."

„Du nennst diese Befürchtung ungerechtfertigt?" —

„Allerdings, denn was bei Vera einzig die Form des Wunsches annimmt, war bei Katharina gleich glühendes Verlangen, und während diese schon ein Hauch beugt, wankte jene noch nicht im Sturme. Vera hat mehr der Worte, bei Katharinen hingegen folgte That und Handlung dem Impulse und Gedanken."

„Du glaubst nicht, welchen Trost mir Deine Ruhe und Klarheit der Anschauung giebt."

„Ich wurde sicher durch Seeberg's vollendeten Tact! Sagtest Du übrigens Deiner Schwester, wie sehr es mein Wunsch sei und auch im Interesse des Anstandes liege, daß ihre Zofe nicht mehr den rechten Schloßflügel so in Belagerungszustand versetzt?"

„Ich that Besseres! Ich quartirte, nachdem ich die Nachricht von Dir erhalten, Herrn Seeberg und unsern Sohn aus, gab ihnen meine

Stuben, die Constantin sich längst gewünscht hat, da sie neben der Bibliothek liegen, und nahm für mich die Zimmer zur Rechten neben den Deinen, welche wir bisher zu kleineren Gesellschaften benutzten."

„Wie klug, wie verständig Du bist! Wie Du Alles thust und nicht das Kleinste versäumst. Möchte der Tausch nur helfen!"

„Das wird er! Seeberg's Stuben liegen nun auf unserem Privatcorridor, und diesen in Belagerungszustand zu versetzen, möchte die für ihre Gebieterin Alles wagende Anuschka denn doch nicht für gerathen erachten."

„Fiel Seeberg dieser Tausch nicht auf?"

„Aus dem Grunde, den ich anführte, nicht. Ich sagte, daß Dein Freund stets in jenen Stuben logirt habe, wenn er in Arnstein gewesen sei, daß sich Jugenderinnerungen daran knüpften —"

„Wie?" rief der Graf überrascht, „dem Minister gabst Du also nun jene, unserer schönen Vera gegenüber liegenden Stuben. O, das ist vortrefflich, ganz vortrefflich!"

Der Graf lachte laut und herzlich, und fügte in heiterster Laune hinzu: „Sicherlich nimmt jetzt unsere schöne Schwester am Fenster eine ihrer träumerisch gedankenvollen Stellungen wieder ein,

mit denen sie in der letzten Zeit auf Seeberg's Herz einzuwirken gesucht. — Diese Stellung wird mein armer Freund mit Entzücken erschauen, wird daran die besten Hoffnungen knüpfen, in gnädigste Laune gerathen und heute Abend alle Welt in dieser liebenswürdigen Stimmung bezaubern. Du hast in der That vortrefflich operirt, Du sonst so ehrliche Nadine, und ich weiß kaum, wie ich Dir für diese charmante kleine Intrigue danken soll."

Gräfin Arnstein, sonst in der That eine ehrliche und gerade Natur, die nur durch die ewigen Machinationen ihrer koketten Schwester dahin gebracht worden, es einmal mit der List zu versuchen, — sie erröthete tief und dunkel unter den letzten Worten ihres Mannes, und entgegnete nicht ohne Verlegenheit:

„Die Haupttriebfeder bei meinem kleinen Feldzuge war wirklich, Vera's nur allzu diensteifriger Zofe die Mittel zum Spioniren abzuschneiden. Seeberg's Zimmer münden nun nach unserem Privatcorridor, und diesen — wie ich Dir sagte — in einen andauernden Belagerungszustand zu versetzen — wie heute dort drüben im Seitenflügel geschah — wird Anuschka denn doch um so weniger gerathen finden, als ich ihr soeben meine Meinung ganz ernstlich verkündet habe."

In demselben Augenblicke, wo Gräfin Arnstein diese Worte so sicher aussprach, schlich die getreue Zofe Fürstin Vera's über jenen verpönten Corridor bis hin zu einer Thür am äußersten Ende desselben. Sie stand dort lauschend still, blickte lange und aufmerksam durch's Schlüsselloch und eilte dann mit beflügelten Schritten, lautlos wie sie gekommen, denselben Weg zurück.

Wenige Minuten später betrat Fürstin Vera diesen Corridor, jedoch ohne die Vorsicht zu gebrauchen, ihren leichten, elastischen Schritt zu dämpfen; und auch Anuschka, die ihr mit verschiedenen Shawls und etlichen Ballmänteln folgte, trat fest und sicher auf, wie wenn sie das vollkommenste Recht habe, dort zu gehen.

Fürstin Vera hatte jetzt eine andere Toilette gemacht, und war es ihre Absicht gewesen, sich reizend zu kleiden und bezaubernd auszusehen, — so hatte sie den Zweck vollkommen erreicht. Sie trug jetzt ein Gewand von mattweißer Seide, und über den blendend schönen Hals fiel als einziger Schmuck der dunkeln Locken reiche Pracht; sie umrahmten ein Antlitz, das in dem Augenblick zwar ohne alle Farbe war und eine fast alabasterne Weiße zeigte, indessen vermißte man den Ton vollen Lebens kaum jetzt in dem reizenden

Gesichte, da der Ausdruck in Aug' und Zügen so überaus warm und lebensvoll war. — Dieser Ausdruck harmonirte vollkommen mit jener warmen, tiefen Gluth der Granatblüthen, die, mit lichten, saftgrünen Blättern durchwunden, sich diademartig um ihre schöne Stirn zogen und des Haares dichte Wellen leicht und anmuthig fesselten.

Voll Stolz und Befriedigung sah die getreue Zofe auf ihre Herrin, — auf dies Bild, das sich so leuchtend und glänzend aus dem ungewissen Lichte des halbumdunkelten Corridors abhob und gleich schöner Erscheinung eines Wundermärchens vor ihr herschwebte. Wie voll Zorn, voll Neid und Haß folgten aber jene Augen der reizenden Fürstin, die aus tiefem Winkel des Hausflurs auf sie hinstarrten.

Fürstin Vera sah nicht auf, nicht um sich, als sie an zwei Rococoschränken vorüberschritt, in deren Schatten sich eine zitternde Gestalt barg, — sie würde sonst unfehlbar Fräulein Burgen erkannt haben, die, jetzt in schwarze Festtagskleidung gehüllt, sich dicht zwischen jene Schränke an die Wand drückte und nur mit Mühe einen Schrei zurückhielt, als sie voll Entsetzen errieth, wohin die schöne Frau ihre Schritte lenkte! —

Als Fürstin Vera jene Thür erreicht hatte, an

der zuvor ihre Zofe lauschend gestanden, hemmte sie ihren Schritt. Eine Secunde öffneten sich die vollen Lippen ihres schwellenden Mundes, wie wenn sie Athem zu erringen suche; — einen Moment preßte sie auch die Hand fest auf das laut schlagende Herz, als ob das ungestüme Pochen zu bewältigen sei; — dann, den angsterfüllten Blick ihrer Dienerin erhaschend, warf sie rasch und stolz den Kopf zurück und rief lächelnd:

„Anuschka, wir gehen ja zu meiner Schwester!"

War's Fürstin Vera ungefähr zwei Stunden vorher gelungen, mit unvergleichlicher Grazie unter drei Verbeugungen nach der Thür zu gelangen, — so konnte in diesem Augenblick nichts hübscher und ungezwungener sein, als der kühne, rasche Sprung, mit dem sie von der Schwelle der plötzlich und hastig geöffneten Stube aus sich inmitten des Gemachs versetzte und mit ihrer hellen, klingenden Stimme fröhlich rief:

„Fertig, Nadine! — fertig! und wie gefall' ich Dir?"

Keine Antwort erfolgte. Der Fürstin Augen, die bis dahin geradeaus in die leere Luft geblickt, wandten sich mit einem Ausdruck ruhigen Staunens nach Links, nach Rechts, blieben dort auf einem jungen Manne haften, der, gegen seinen

Stuhl am Schreibtisch wie zurückgesunken, überrascht, wie bezaubert hinstarrte auf jene wie aus Wolken vor ihn hingefallene Erscheinung.

Die bleichen Wangen Fürstin Vera's begannen sich mit leuchtender Purpurgluth zu färben, während ihrer Augen Licht und Glanz in einem geheimnißvollen Dunkel erstarb — einem Dunkel, dessen Tiefen unergründlich, unerforschlich.

Regungslos verharrten beide Personen so mehrere Minuten, — dann, als der Herr wie elektrisirt emporsprang, sagte Fürstin Vera leise, wie in unendlichster Verwirrung:

„Ich suchte meine Schwester, — ich wollte sie fragen, ob ich einen Shawl umlegen sollte, ob — —; doch mein Gott, Herr Seeberg, wie kommen Sie in Gräfin Arnstein's Wohngemach um diese Stunde und — —" Die Fürstin, die sich bei diesen Worten wie scheu umblickte, setzte hastig hinzu: „Aus diesem Zimmer ist ja die Stube eines Gelehrten geworden!"

Candidat Seeberg erklärte Grund und Ursache, Fürstin Vera begann zu lachen und rief munter:

„Also Gastzimmer macht man aus Ihren Räumen wegen dieses Festes, und Sie können mindestens von Glück sagen, daß Ihr Schreibtisch nicht Toilette Gräfin Dalbrock's geworden ist und

Ihr Cicero als Piedestal für Schminkdose und Puderbeutel dient.“ Ernst, fast traurig wurde der schönen Frau biegsame Stimme, als sie hinzusetzte: „Wie leicht Sie übrigens in die Flucht zu schlagen sind und sich von liebgewordenen Dingen lossagen! — An mich hätte man tausendmal das Ansinnen stellen können — — ich, Herr Seeberg, würde nicht gewichen sein und — mein Recht behauptet haben!“

Rudolf Seeberg fühlte nicht allein, was Fürstin Vera mit diesen harmlos scheinenden Worten sagen wollte — er wußte es auch! — Unwillkürlich gerieth er unter den Einfluß dieses bezaubernden Wesens, von dem er sich in den letzten Monden ein wenig frei gemacht, und entgegnete rasch:

„Sie vergessen, Fürstin, daß ich abhängig bin, — Sie hingegen — —“

Sie ließ ihn nicht ausreden und rief lebhaft: „Nur Der ist abhängig, der es sein will, sagten Sie mir einmal.“

Diese Reminiscenz war keine glücklich gewählte. Sie mahnten Seeberg an Tag und Stunde, wo die Fürstin Mißbrauch von den Fesseln gemacht, in denen sie ihn hielt, und er, nicht gesonnen ihr Sclave zu sein, jene Worte im Unmuth ausgesprochen hatte. Ein Schatten legte sich demnach

über sein Antlitz, und dieser Schatten trübte auch selbst das Licht, mit dem Fürstin Vera sich ihm umleuchtet gezeigt, als die Erkenntniß ihn bei ihrem Vorwurf wie ein Blitz durchzuckt hatte: daß sie nicht gekommen sei, um ihre Schwester zu sehen, sondern — um ihn einmal ungestört zu sprechen. Ob das weiblich und tactvoll — daran hatte er nicht gedacht, — er hatte in ihr nur in dem Moment das Weib gesehen, das muthig alle Schranken durchbricht, die man seiner Liebe als Hemmniß entgegenstellt, und — welcher lebhaft empfindende Geist würde bei einer solchen Erkenntniß ruhig geblieben sein — vorzüglich wenn sie in so bezaubernder Gestalt an ihn herangetreten wäre — wie das hier der Fall? — Rudolf Seeberg's mächtiges Empfinden kühlten die nächsten Worte ab, wo das liebende Weib ihn an ihre Herrschsucht erinnert, — gebrochen war mindestens für diesen Moment der Zauber ihrer Macht, und er entgegnete lächelnd, aber mit vollkommener Ruhe:

„Ich hoffe, gnädigste Fürstin, Ihnen längst bewiesen zu haben, daß jene Worte nicht blos Worte waren, sondern — ich in Wahrheit meine Unabhängigkeit mir in all' den Beziehungen sicherte,

wo es mir nöthig erschien, dieselbe aufrecht zu erhalten."

Wie widrig berührte dieser Ton die Fürstin! Dennoch bezwang sie sich und rief, wie erschreckt: „Ach ich merke, Sie suchten wie gewöhnlich mehr in meinem harmlosen Geplauder, als die Rede barg."

„Irrte ich, sah ich tieferen Sinn darin?" fragte er ernst mit einem seiner forschendsten Blicke.

„Ach — diese Augen!" antwortete sie mit heißem Erröthen, wandte das von Licht und Leben strahlende Gesicht ab, — jedoch geschickter Weise nur so viel seitwärts, daß Rudolf Seeberg die herrliche Linie des schönen Profils sehen und bewundern konnte.

Ob er aber bewunderte? — Nein! denn der verführerischen Frau ewige Koketterie ließ ihn plötzlich mit Bewunderung zurückdenken an jene natürliche Grazie Helene Adelka's, als sie damals — in achtloser Gleichgültigkeit — sich, von ihren Freundinnen abgewendet, leicht und ruhig gegen den Tisch lehnte, und der Sonnenstrahl spielend über ihre träumerische Erscheinung dahinglitt.

Noch kühler, nicht einmal durch Lächeln seine Ruhe mildernd, mit der er sprach, erwiederte Seeberg auf den Ausruf über seine Augen bittend:

„Gnädigste Fürstin! Sehen Sie in meinen Augen nicht mehr, als ihr Ausdruck enthält.“

Wohl legte sich die rauhe Gegenwart erkältend auf die glühendste Erinnerung an vergangene Zeiten, und mit peinlicher Klarheit durchzuckte Fürstin Vera der Gedanke, daß ihre Schwester recht haben könne: der Zauber gebrochen sei, den sie einst über dieses Herz ausgeübt. Sie wollte aber noch nicht daran glauben; sie wollte kämpfen, war es nöthig, — wollte siegen und den Preis ihres Wagnisses als Glück mit sich von hinnen nehmen. Mit einem Blick, der seine Unschuld einem Kinde entlehnt zu haben schien, sagte sie ruhig:

„Ich irre mich in Ihren Augen nicht — ich kenne Sie auch noch vollkommen — obschon wir uns seit Ihrer Reise im August — seit bald vier Monaten — kaum noch sahen! — Gar gern aber möcht' ich wissen, ob Sie, Herr Seeberg, auch so gutes Gedächtniß haben wie ich, und da zur Prüfung ich hier Anderes nicht besitze, Besseres mir auch nicht einfällt, so frag' ich denn: Kennen Sie noch dieses?“

Fürstin Vera deutete auf den Kranz in ihren Haaren und streifte mit dem Blick ihr Kleid, indem sie voll Wärme hinzusetzte: „Ja, kennen Sie

noch dieses, das mir einst die Ehre verschaffte, von dem „angehenden Künstler" mit ein wenig Bewunderung angeschaut zu werden, und mir seitdem stets eine liebe Erinnerung an Stunden gewesen ist, wo ich mit so reiner Freude den höheren Aufschwung eines jungen Geistes sah, der — zerbrechend Ketten und Fesseln, die ihn bisher gehalten, in Sphären flog, wo die Natur ihm seine eigentliche Bestimmung angewiesen hatte?"

„Ich erinnere mich jetzt, daß dies der Anzug ist, in dem Sie mir gestatteten, Sie zu malen!" rief Seeberg mehr offen denn verbindlich, und betrachtete aufmerksam des Kleides schönen Fall, der Blüthen warmen Ton; er sah dann aber auch nicht ohne Bestürzung das wechselvolle Spiel von Licht und Schatten, das jenes bezaubernde Antlitz Fürstin Vera's in Momenten heftiger innerer Aufregung zeigte. — Nicht nur sah er's — er erkannte sofort den Grund und fühlte, wie sie, die schöne und so eitle Frau, beleidigt sein mußte, daß er erst jetzt den Anzug wiedererkannt hatte, von dem er einst im Augenblick des Rausches doch gesagt, daß er ihm unvergessen bleiben würde! —

Beleidigt, tief beleidigt war die Fürstin, daß

jenes unvergessen nun ein — „und vergessen“ geworden; indessen abermals bezwang sie sich und steuerte muthig dem Ziel entgegen, das sie erreichen wollte. Ja, die schönen Züge ihres reizenden Gesichts in ein an tiefstes Mitleid streifendes Bedauern legend, sprach sie weich und traurig:

„Schade — ewig schade nur, daß jene mir so lieben Erinnerungen an schöne Stunden nun mit dem düstern Trauerflor des Unerreichbaren umhüllt sind, — wir uns Beide so völlig in Ihrem Talente getäuscht haben und dies Talent, das wir so groß erachteten, laut jenes Urtheils, das Sie für competent hielten, sich doch als zu klein, zu unbedeutend für die Mühe größeren Studiums herausgestellt hat!“

Wir waren schon einmal Zeuge von einem Fehler des durchaus nicht vollkommenen Herrn Candidaten: jener mehr wie schwachen Seite seiner Eitelkeit auf äußere Vorzüge, und fanden dies schon damals wenig geeignet für einen Diener der Kirche. Um wie viel greller trat aber jetzt diese Eitelkeit an's Licht, als man wagte, sein Talent in Zweifel zu ziehen! — Ein Strahl tiefster Entrüstung brach nicht allein beim Wort und Blick der Fürstin aus seinem sprechenden Auge, — die beweglichen Züge seines intelligenten Ge-

sichts deuteten alle auf eine ziemlich starke Auflehnung gegen Annahme von so grundfalschem Motive, das seine Handlung geleitet haben sollte. Und nicht nur Blick und Züge verriethen seine innere Empörung, sondern noch mehr der kurze scharfe Ton der Frage:

„Habe ich die bedauernden Worte Fürstin Surowieff's vielleicht dahin zu verstehen, daß jenes völlig freiwillige und nur momentane Aufgeben meiner Künstlerpläne als ein unfreiwilliges oder gar durch widrige Verhältnisse herbeigeführtes Entsagen angesehen wird?"

Fürstin Vera hätte aufjubeln mögen bei dem Worte „momentanes" Aufgeben, — denn nun wußte sie, daß sie noch hoffen konnte und — ihre Schwester sie, aus Gründen, über Seeberg's Pläne und Ideen getäuscht hatte. Fürstin Vera wollte noch mehr erfahren in dieser ungestörten Unterredung, die sie so lange und heiß ersehnt, und darum fragte sie lebhaft, anstatt Antwort zu geben:

„Ihr Herr Onkel hat Ihrer Zukunft also kein ungünstiges Prognostikon in der Künstlerlaufbahn gestellt? — Ihnen nicht die Hoffnung auf Erfolge abgeschnitten, wie wir sie uns für Sie erträumt haben?"

„Nicht im geringsten, Fürstin — er fand im Gegentheil meine kleinen Leistungen besser, als ich zu hoffen wagte, sie von ihm beurtheilt zu sehen.“

„Und warum wurden Sie nicht Maler? — Warum zerbrachen Sie nicht hier die Hemmnisse —“

Ein Klopfen an die Thür und der rasch darauf erfolgende Eintritt Graf Arnstein's unterbrach die Fürstin. Fast schien's, als ob der Graf sich den Blick der Fürstin, mit dem sie in das Zimmer gesprungen war, diesen Blick geradaus, in blaue Luft, zum Vorbild genommen hätte, denn er sah auch weder rechts noch links und rief beim Eintritt, von der Schwelle aus, nur eiligst: „Lieber Seeberg, ein Wort!“

Die Verstimmung Fürstin Vera's über die Störung war mit Gewandtheit unterdrückt, die Situation rasch erkannt, und ehe nun des Grafen Blick sie suchte und fand, trat sie schnell vor ihn hin und sagte lachend:

„Also Sie, Sie, lieber Schwager, wußten, wer jetzt hier wohnte! Ich, — denken Sie nur an — betrete dieses Zimmer, um Nadine wegen eines Shawls um Rath zu fragen, und befinde mich — anstatt im Boudoir der Schwester — im heil'gen

Raume eines Gelehrten, den ich in seinen Studien störte!"

Graf Arnstein lächelte ein wenig sauer bei den Worten, athmete aber, wie's schien auf, als er nun auch Anuschka im tiefsten Winkel des Gemachs entdeckte, wo, taub und blind für Alles, die getreue Zofe bisher gestanden hatte, jetzt aber mit einem raschen Wurfe die Fülle von Shawls und Mantillen entrollte, die sie im Arme trug. Der Graf konnte kaum zweifeln, daß Fürstin Vera wirklich die Schwester gesucht, glaubte indessen doch, daß sie gewußt habe, wen sie in dem Zimmer finden würde. Zu tactvoll aber, was er dachte, zu verrathen, entgegnete er verbindlich:

„So theilen Sie, liebe Vera, wenigstens das Geschick unserer Gäste, vergeblich nach Jemand zu suchen, denn während Sie hier nach Nadine forschten, fragt man unten im Empfangssalon nach Fürstin Surowieff."

„So sind bereits Gäste da? Ich hörte keine Wagen am Perron!"

„Das Schloß birgt viele Gäste, theure Vera, und sie sind alle schon im Salon."

„So wollen wir eilen, zu ihnen zu kommen, lieber Arnstein!" rief Fürstin Vera harmlos, „und

Sie, Herr Seeberg, schließen sich uns Beiden denn wohl an?"

Die schöne Frau wandte ihr reizendes Gesicht mit dem Ausdruck unverkennbarster Spannung dem Candidaten entgegen, und aus dem dunkeln Auge leuchtete deutlich des Herzens Wunsch, der Seele glühendes Verlangen: ihn auf dem Ball zu sehen.

Rudolf Seeberg würde solchen Blick schwerlich mit der Ruhe erschaut haben, wie es geschah, wenn er nicht in dem Augenblick sich der letzten, noch unbeantworteten Frage Fürstin Vera's erinnert hätte, der Frage: „Und warum wurden Sie nicht Maler?"

Der Gründe einer, die seinen Entschluß bestimmt hatten, dem Wunsche Gräfin Arnstein's Gehör zu geben und noch einige Zeit in der alten Stellung auszudauern, war gewesen: „Fürstin Vera den Beweis zu liefern, daß er nicht mehr ihretwegen seine Laufbahn ändere, und jene Leidenschaft erloschen sei, die noch vor Kurzem all' seine Sinne umfangen."

Bei solchen Blicken der schönen Frau war's zwar noch schwierig für ihn, derartige Beweise zu geben, er that es aber, wenn auch in dem Mo-

ment nicht so leicht, wie in den vergangenen Wochen, und erwiederte auf den ausgesprochenen Wunsch der Fürstin:

„Ich wurde von Frau Gräfin Arnstein von dem Feste dispensirt und habe demnach nicht die Ehre, Frau Fürstin und den Herrn Grafen zu begleiten."

Seeberg wandte sich nach diesen Worten gegen den Grafen, welcher der Fürstin Vera seinen Arm zu bieten dachte, und setzte hinzu:

„Ich erfuhr übrigens noch nicht, Herr Graf, was Sie zu mir geführt hat?"

„Ja so — ach so, ja, ich, lieber Seeberg, hatte eigentlich jenen Dispens meiner Frau aufheben — und Sie bitten wollen, Baron von Ottmar uns beim Whist zu ersetzen. Seine Zahnschmerzen hatten vorhin so zugenommen, daß er in die Stadt gefahren ist, um den Rebellen sich vom Doctor ausziehen zu lassen. Sollte es Ihnen nun aber lieber sein, den Abend unter Ihren Büchern zu leben, so will ich Sie durchaus nicht derangiren."

Wie Seeberg's letzter Entscheid ausgefallen sein würde, wenn Fürstin Vera nicht während der Worte des Grafen ihre Hand erhoben und mit einem feinen Battisttuche flüchtig ihr Antlitz be=

rührt und bedeckt hätte — das bleibt dahingestellt! — Sie that's aber. Des jungen Mannes kühle Absage ihres heißen Wunsches hatte ihr leicht erregtes Blut nicht nur in heftigste Wallung gebracht und das Antlitz mit dunkler Zornesröthe überzogen, — nein, Zorn, Aerger und verletzte Eitelkeit trieben auch momentan Thränen in ihre Augen, — Thränen, die der Stolz erforderte zu verbergen.

Seeberg sah weniger die Wirkung seiner Worte auf diesen reizbaren Charakter, — er erblickte nur das Tuch, denn zu ihm wehte flüchtig jener unvergänglich herrliche Duft herüber, der dem Rosenöle eigen, dessen Heimath das ferne Morgenland ist. Diesen seltenen Duft hatte er oft wonneberauscht eingeathmet, seitdem er Helene Adelka's Tuch als Erinnerung an sich genommen.

Wenige Stunden zuvor hatte Seeberg jenes Tuch beim Umräumen seines Zimmers verloren und nicht wiedergefunden. Nun sah er diesen Schatz, an welchen Phantasie und Wirklichkeit so viel tausend Bilder seit Monden gereiht, in Fürstin Vera's Hand, — und beherrscht von dem stürmischen Verlangen, sein Eigenthum um jeden

Preis wieder zu erhalten, entgegnete er auf des Grafen Worte rasch:

„In einer Viertelstunde werde ich im Spielzimmer sein und versuchen, Herrn von Ottmar im Whist zu ersetzen!"

Achtes Kapitel.

In den Gesellschaftsräumen des Arnsteiner Schlosses wogte schon eine ziemlich zahlreiche Menge, als der Herr des Hauses dahin zurückkehrte und sich rasch jener Gruppe anschloß, die während seiner Abwesenheit angelangt war. Von zwei verschiedenen Seiten, von zwei verschiedenen Personen wurde sein Kommen anscheinend mit dem größten Interesse beobachtet. Die eine von jenen Beiden, seine Gemahlin, umgeben von einem Kreise besternter und unbesternter Herren in Civil- und Militärtracht, — von einem Kreise Damen von großer Schönheit, anmuthigem Reiz, oder auch solchen, die Mutter Natur eben so stiefmütterlich behandelt, wie sie selbst äußerste Sorgfalt angewendet hatten, diesem Mangel alles Reizes an ihrer Gestalt durch die Kunst der Toilette abzuhelfen, und die nun durch einen Aufwand von

Krepp und Spitzen, Flor, Blumen und Bändern, hübsche Ballerscheinungen abgaben und mindestens die Augen blendeten, — wenn auch die Sinne nicht verblendeten.

Gräfin Arnstein ertrug in den auf und nieder wogenden Kreisen, mit dem feinsten Tact einer vollendeten Weltdame, all' die qualvolle Unruhe eines von Seelenangst gefolterten Weibes; ihr Lächeln ließ einzig auf innerste Befriedigung selbst da schließen, als ihr Gemahl aus Seeberg's Zimmer allein zurückkehrte — ihr nicht die heiß ersehnte Schwester brachte und ihrem Auge, diesem Auge der Liebe, eine umwölkte Stirn zeigte!

Die zweite Person, die das Kommen Graf Arnstein's mit Interesse betrachtete, war Fräulein Anna Burgen, mit dem, wie es schien, bei ihr ganz unvermeidlichen schwarzen Spitzenschleier um die Ohren. Jene düstere Tüllwolke umhüllte ein Antlitz, das sich in dieser Stunde heftigster Eifersucht auf Fürstin Vera noch gelber, noch verärgerter zeigte, als ihre unvortheilhafte Physiognomie schon war. Fräulein Burgen, angethan mit hohem schwarzen Atlaskleide, saß im Salon mit einem Anstand, einer Unbeweglichkeit da, die einem steinernen Gaste auf der Bühne zur höchsten Ehre gereicht haben würde. Als ihre fest und krampf-

haft auf die Thür gerichteten Augen den Hausherrn gewahrten — da erst ging ein leichtes Zucken durch ihre schmale Gestalt und ein verrätherisches Roth schoß in ihre lange Nase.

„Ha! — er bringt sie nicht mit!“ stieß sie unwillkürlich heraus, und ihre graublauen Augen suchten verzweiflungsvoll den gerechten Gott, der so etwas Unerhörtes ruhig geschehen lassen konnte.

Gräfin Arnstein trat mit ein wenig bleichem Gesicht an ihren Gemahl heran und fragte leise:

„Irrte Anna Burgen?“

„Leider nein! Ich fand Vera in dem Zimmer; doch gab sie vor, Dich gesucht zu haben, — was nicht unmöglich ist.“

Gräfin Arnstein biß sich auf die Lippen und sagte fast tonlos: „Und wo ist sie jetzt?“

Eine versöhnendere Antwort, als die Ereignisse herbeiführten, konnte die Dame nicht erhalten. Unter dem blumengeschmückten Portalbogen des Tanzsaals erschien Fürstin Vera am Arm eines beseligt lächelnden Herrn — eines Mannes, den die hohe Gestalt der schönen Frau zwar für gewöhnlich weit überragte, der aber jetzt durch eine Art von Zephyrschritt, auf der äußersten Spitze seiner Füße, jene ungleiche Körpervertheilung mehr und mehr egalisirte. Er war überhaupt sehr

verschieden von der schönen Fürstin, sein Haar schon stark mit Grau untermischt, das Gesicht unschön und durch seine auffällige Bemühung, unwiderstehlich zu sein, nicht angenehm für Aug' und Sinn. Er war aber Minister und war reich, sein Adel alt, sein Ruf der beste, und für Gräfin Arnstein — eine Art Gott in Menschengestalt.

Als darum Fürstin Vera unter dieser Flagge der Huld und Gnade zu der Schwester hinschritt, wurde sie von der noch einen Moment zuvor so heftig gegen sie erzürnten Dame des Hauses auf das freundlichste begrüßt und empfangen. Und wäre etwa ein Schatten noch zurückgeblieben in der Gräfin Laune, er würde — gleich Nebeln vor der Sonne — entschwunden sein, als der Minister voll Entzücken ausrief:

„Was sagen Sie dazu, theuerste Gräfin, daß diese zum Ball geschmückte Fee, unsere schöne Fürstin, mir soeben verheißen hat, nicht tanzen zu wollen — sondern — mit mir glücklichstem der Sterblichen eine Partie Whist zu spielen."

Auf die glückliche, auf die so gehob...
mung Gräfin Arnstein's legte ...
Stunde später jenes nie...
so leicht im Leb...
h...

Flügel giebt und — wiederum aus der schwindelnden Höhe seines Hoffnungskreises hinab zur Erde — in's Thal der Täuschungen zieht! —

Graf Arnstein bat nämlich seine Gemahlin, ihre Schwester genau zu beobachten, da er fürchte, sie habe Absichten, die ihren beiderseitigen Plänen schnurstracks zuwiderliefen.

Was half's aber der Gräfin, daß sie den Wünschen ihres Gatten genau nachkam und die schöne Schwester bewachte. Fürstin Vera war nicht die Person, sich in einmal gefaßten Vorsätzen irre machen zu lassen und an warnende Blicke oder bittende Winke zu kehren, wenn diese ihren Absichten entgegen waren. Sie erzählte dem verliebten Herrn Minister mit der Offenheit eines naiven Kindes, daß sie zwar gern mit ihm Whist spielen würde, doch daß es ihr die Laune verdürbe, säßen jene beiden anderen Herren mit am Tische, die ihr Schwager zu Mitspielern erwählt habe. Der Eine, Graf O*, langweile sie seit Monaten mit seinen stummen Huldigungen, —
...re. Herr von Z*, sei ihr unabweisbarer
...der Zeit gewesen, als sie noch
...he sich, wie der Herr
...hon den vierten

auf das halbe Dutzend noch näher hinsteuern zu wollen.

Der entzückte Herr Minister wußte von diesen Anträgen zwar nichts, glaubte aber blindlings Alles, was die schöne Frau ihm mittheilte, obschon die Hälfte ihrer Worte kaum auf Wahrheit basirte. Er bat sie inständigst, die Mitspieler nach Gefallen auszusuchen, die für ihn — der nur Aug' und Sinn für Sie besitze — überdem ganz gleichgültig wären! —

Und die Fürstin traf ihre Wahl. Als der Ball begann, zu dessen Königin man sie auch hier erhoben haben würde, wenn sie im Tanzsaal erschienen wäre, da nahm sie dem beseligten Minister gegenüber Platz, während zu ihrer Rechten eine alte Hofdame saß, die fast ganz taub und halb blind war, indessen leidenschaftlich gern spielte. Der Vierte dieser Partie war — Candidat Seeberg! —

Durch des jungen Mannes Gesicht zuckte immer und immer wieder ein heiteres Lächeln, als er der Wirthe Staunen, der ganzen Gesellschaft Verwunderung über diesen Spieltisch bemerkte, und dann wiederum die unerschütterliche Ruhe sah, welche Miene und Haltung der Fürstin ausdrückten. Sie schien nichts zu gewahren und einzig

Sinn für das Mischen der Karten zu haben, die sie gewandt durch ihre schlanken Finger gleiten ließ, dann mit ihrem bezauberndsten Lächeln der alten Hofdame reichte und freundlich bat:

„Coupiren Sie, Theuerste.“

Die theure und taube Hofdame steckte sich ein kleines Hörrohr in die Ohren und setzte dann eine Brille auf. Der Herr Minister, der eine Unterstützung für sein Augenlicht auch sehr benöthigte, aber zu eitel war, sein Glas in Gegenwart der jungen Frau zu tragen, spielte in gewisser Verlegenheit mit dem Futteral in seiner Hand und bemühte sich, Pique von Treffle ohne den Inhalt dieses Futterals zu unterscheiden, während er in heiterer Anwandlung kleinen Restes von Jugendübermuth über jene, sich mit den Jahren einstellenden Gebrechen des Alters scherzte. Entzückt, gerührt, küßte er der reizenden Fürstin schöne Hand, als sie verbindlich sagte:

„Der Liebenswürdige hat kein Alter, Excellenz, und gute Augen sind nicht immer ein Vorrecht der Jugend, — denn ich sehe schlecht und würde unfehlbar mich einer Brille bedienen, stände mir das Glas nur halb so gut, wie Sie es kleidet!“

Der Herr Minister setzte die Brille auf, Graf und Gräfin Arnstein warfen sich einen bedeutungs-

vollen Blick zu und verließen seufzend ihren Platz am Spieltisch, da sie nicht nur einsahen, sich ihren übrigen Gästen widmen zu müssen, noch die schwächste Möglichkeit vor Augen hatten, das unselige Arrangement, welches Fürstin Vera getroffen, umstoßen zu können, ohne ihre Tactlosigkeit nicht noch heller an's Licht zu ziehen: dieser aristokratischen Whistpartie einen Bürgerlichen — den Hauslehrer des Schlosses — hinzugefügt zu haben! —

Fürstin Vera befand sich bei ihrer gemachten Tactlosigkeit dem Anschein nach von Moment zu Moment wohler. Sie war vielleicht nie entzückender, nie liebenswürdiger gewesen, als während dieser Partie, wo sie bald in geistvollster Weise kleine Wortkämpfe führte, dann in kindlichem Muthwillen scherzte und lachte, — den verliebten Minister neckte und von Moment zu Moment mehr berauschte, — die alte taube Hofdame aber durch geschickte Manöver gewinnen ließ, in immer bessere Laune versetzte, und den Candidaten Seeberg — der so ruhig und unbekümmert in die frohlockenden Augen blicken wollte, — immer verwirrter, — immer zerstreuter durch ihre Augen machte! —

Ja, sie war eine Circe, diese Frau! — eine der

gefährlichsten, die es gab, weil die Natur sie so verschwenderisch mit Mitteln ausgestattet hatte, ihr Opfer zu umgarnen, zu bestricken und zu berauschen.

Mit Bewunderung schauten aus den Gruppen, die oft diesen Spieltisch umstanden, die Männer auf Fürstin Vera; mit Neid — die Damen, und unter letzteren zeichnete sich an Reichthum und Vorrath solcher Gefühle Fräulein Anna Burgen aus.

Stets sicher gedeckt durch Andere, blickte diese wiederholt mit von Zorn und Haß entstellten Zügen auf Fürstin Vera in ihrem mattschimmernden Kleide, welches sie wie Mondlicht umfloß; auf ihre hell schimmernde Laune, die belebend wie der Sonnenstrahl wirkte. Mit Todesangst schaute aber Fräulein Anna Burgen in das reizende Antlitz, das sie selbst so entzückend noch nie gefunden hatte, das seine warme Gluth jenen brennenden Granatblüthen entlehnt zu haben schien, die ihre schöne Stirn umkränzten, — eine Gluth, welche aber übertroffen wurde durch den lebensvollen, lebenswarmen Strahl der feurigen Augen, die sich immer fester, immer tiefer in die verwirrten Blicke ihres Gegenübers senkten, in die Augen des Mannes, der den Zauber für ge=

brochen erachtet, — nachdem er eines jungen, unschuldigen Mädchens Urtheil über Fürstin Vera gehört hatte! —

Endlich war die Qual der unglücklich liebenden Gouvernante zu Ende, die Whistpartie aufgehoben. — Doch — nach dem Souper konnte ihr von Eifersucht gefoltertes Herz von Neuem erzittern! Der Ball begann wieder und Seeberg, — der Candidat — der Diener der Kirche, trat etwas bleich, aber doch mit kühnem, stolzem Anstand in den Kreis von Prätendenten, die sich bei den ersten Tönen des Walzers um Fürstin Vera geschaart hatten. Kaum sah diese den Zuwachs, der ihr Herz erbeben machte, so war ihr Schwanken beendet — und sie reichte lächelnd dem jungen Theologen die Hand, während sie den alten Minister, der als Zuschauer ihrer Triumphe an ihrer Seite stand, ruhig fragte:

„Nicht wahr, ich muß Herrn Seeberg den Beweis geben, daß ich eben so gut tanzen, wie schlecht spielen kann?"

Der Herr Minister, dem seine Brille am Spieltisch augenscheinlich noch andere und bessere Dienste geleistet hatte, als nur die Karten zu unterscheiden, hustete ein wenig krampfhaft bei der Zumuthung der reizenden Frau, an diesen Grund zu

glauben. Er schaute auch ein wenig kriegerisch auf den Mann des Friedens, der die Fürstin umschlang, zog dann ein Notizbuch aus der Brusttasche und notirte: „Candidat Seeberg in Arnstein handelt gegen die gesetzmäßige Vorschrift, trägt den Bart eines Unterofficiers und tanzt wild und leidenschaftlich.“

Ahnungslos ob der an seinem Lebenshorizont sich zusammenballenden Wolke flog der Candidat — die Fürstin im Arm — durch die Reihen. Wen von den anwesenden Cavalieren sie sich auch zum Tänzer gewählt hätte, Keiner würde leichter und mit mehr Anstand mit ihr gewalzt haben, als der es that, der alle seine theologischen Examina mit Auszeichnung bestanden hatte!

Nachdem der Tanz geendet, geleitete Seeberg die Fürstin auf ihren Wunsch erst über die Terrassen der Orangerie und kehrte dann mit ihr aus dem dort herrschenden Gewühl in die einsame Rotunde zurück. — Geschickt rollte sie einen der Sessel unter das schöne Blumenetablissement am Springbrunnen, saß nun inmitten des reizendsten Laubgewölbes in all' ihrer hinreißenden Anmuth da und schien mit dem Blick ungeheuchelter Bewunderung zufrieden zu sein, den der Candidat

— welcher leicht gegen die nächste der Säulen lehnte — so unverwandt auf ihr ruhen ließ.

Beide sahen und bemerkten nicht die dunkle Gestalt, die ihnen bereits auf der Terrasse wie ein Schatten gefolgt war, die sich jetzt hinter den Säulen hinschlich, dann an die entgegengesetzte Seite des Springbrunnens schlüpfte, dergestalt bei den Blumen hinkauerte, als sei sie eifrigst in botanische Forschungen versenkt, in der That aber nur bedacht war, zu erhorchen, was in ihrer Nähe gesprochen wurde.

Diese Unterhaltung wurde von Fürstin Vera durch den freudigen Ausruf eröffnet:

„Nun, bester Herr Seeberg, habe ich doch einmal wieder eine hübsche Erinnerung an Sie! Wollen Sie auch ferner so liebenswürdig gegen mich bleiben, oder abermals zurückfallen in jene sonderbare Art des Verkehrs, die Sie seit Ihrer Reise gegen mich angenommen hatten?"

Uebermannte unsern armen Candidaten sein Gefühl, oder war er überhaupt nicht gewandt genug, auf solch' liebenswürdige Anfrage liebenswürdig zu antworten? — Wir wissen aber, daß er selten schöne und sehr sprechende Augen besaß, und obschon diese der koketten Fürstin die erwünschteste Nachricht sandten, wollte die capriciöse

Frau jetzt doch anscheinend mehr denn Blicke haben und fuhr lachend fort:

„Sie verbeugen sich wohl zustimmend, mein bester Herr Candidat; ich bin aber klug und vorsichtig gemacht durch ihre unverantwortliche Untreue der letzten Monde! Ich traue Aug' und Zügen allein nicht mehr — wie einst, ich muß ein Unterpfand für Ihre hohe Gewährung meines Wunsches — meiner Bitte haben, und ersuche Sie —"

„Fordern Sie, was Sie wollen!" stieß er leidenschaftlich heraus und machte die an vulkanische Herzensausbrüche ziemlich gewöhnte Frau dennoch erbeben durch den Klang dieser Stimme.

„Was ich will?" wiederholte sie langsam, ernst und sinnend und sah ihn tief und forschend an. „Gut! — Pflücken Sie mir denn zum heiligen Unterpfand vollster Gewährung meiner Bitte — dort jene Alpenrose, die man zwar sehr hoch gestellt und wie mit chinesischer Mauer zum Schutz umgeben hat, — die Ihnen jedoch, — bei ein wenig Anstrengung, bei ein wenig gutem Willen erreichbar sein wird, — ja, pflücken Sie dieselbe daher für sich selbst und — denken Sie beim Anblick ihrer — meiner Wünsche!"—

Des jungen Mannes durch Vernunft und

lange Trennung von Fürstin Vera beschwichtigt Blut, das einst der schönen Frau so stürmisch entgegengewallt war, sich in den letzten Stunden wieder mehr geregt hatte, begann siedend heiß zu werden bei diesen — nicht nur an Inhalt — auch an Ton und Ausdruck so bedeutungsvollen Worten! — Vor kaum einer Stunde hatte der Minister Fürstin Vera am Spieltisch „eine Alpenrose" genannt, — ihre frische, blühende Schönheit dem leuchtenden Farbenschmelz jener Blume an die Seite gestellt und das gewisse unnahbare Etwas, das die Fürstin der übrigen Welt, namentlich den Männern gegenüber hatte und das ihr so wohl stand — verglichen mit den oft unerreichbaren Höhen, auf denen jene Rose so verlockend ihrer Blüthen Pracht entfalte — und nun — jetzt sagte ihm, dem armen Candidaten, diese Fürstin, daß jene Rose ihm erreichbar sei; sie bat ihn sogar — sie für sich zu pflücken! — Zu diesen bedeutungsvollen Worten noch der Augen glückverkündend Licht, des Mundes viel verheißend Lächeln! — Ja es war dies Alles zu viel für ein heißes, junges Blut, — zu viel für Jemand, der einmal schon in diesem Blick und Lächeln seine irdische Seligkeit geträumt hatte.

Vergessen, völlig vergessen war denn darum

auch in diesem Moment das weiche irisartige Licht in den träumerischen Augen Helene Adelka's, — zerrissen plötzlich das magische Band, das ihn seit Monden an das zauberisch schöne Bild der jungen Moorenfürstin gefesselt! — Seeberg stand jetzt unter anderem Eindruck, anderer Macht, — einer Macht, die ihn gewaltsam in den Strudel ihrer Leidenschaft hineinriß. Und als dann die Fürstin Vera, voll Scharfblick ihren Vortheil erkennend, mit leiser vibrirender Stimme fragte: „Oder änderte sich Ihr Geschmack und lieben Sie die Alpenrosen nicht mehr?" da rief Seeberg in leidenschaftlicher Erregung:

„Mehr denn jemals! — heißer, glühender denn einst!"

Sich rasch der Blumengruppe nähernd, seine zitternde Hand emporstreckend nach der Rose, die zwischen den köstlichsten Palmen und Draceen stand, die Myrte, Lorbeer und Cypresse mit tiefdunkelm Rahmen umkränzten, — blickte Seeberg's Auge dennoch mehr in das von Licht und Leben strahlende Antlitz der Fürstin — als auf die Rose, — sie wiederum auf ihn, und Beide — verloren im gegenseitigen Anblick — gewahrten jenes dunkle etwas nicht, „jenen einfachen Damenfächer," der plötzlich wie ein Stift zwischen den

Blättern der Gruppe emporstieg und — die Rose mit heftigem Stoß berührte.

Als Seeberg die Blüthe erfassen, haschen wollte, fiel sie vom Stengel und verlor sich in den Laubmassen des Grüns. Unangenehm berührt wich er zurück. Durch die Züge der Fürstin aber zuckte Aerger, Zorn und Leidenschaft; aus ihren Augen flammte ein Strahl, der Seeberg wie mit Zauberschlag an die Worte mahnte: „Dies Auge hat neben aller Gluth und Tiefe die Härte und Kälte des Stahls, und in den Zügen, die so engelgleich erscheinen, lauert etwas Böses und Dämonisches!"

Und nicht allein diese Worte fielen wie Eisestropfen auf sein glühend heiß Empfinden, — aus dem Reiche der Erinnerung stieg auch plötzlich rein und herrlich die jugendlich schlanke Gestalt der Moorenfürstin auf, stellte sich mit dem ganzen süßen, unnennbaren Zauber ihrer zarten, unentweihten Schönheit — neben das volle, üppige Bild der berauschenden Gegenwart, — und wie Gold sich von den Schlacken trennt, so schied in dem Momente die urewige Gerechtigkeit das Gute von dem Bösen, das Hohe von dem Niedern, und — Rudolf Seeberg erkannte abermals, wohin ihn die Verblendung seiner Sinne geführt hatte! —

Keines Wortes mächtig, verharrte er einige Minuten in stummem Schweigen und starrte auf die erregte Fürstin, die aufgesprungen war, hochaufgerichtet in einer Stellung vor ihm stand, als wolle sie herausfordern ihn oder das Schicksal, welches sich in diesem Augenblick als trennende Schranke zwischen sie gestellt. Und während er ihr Antlitz anstarrte, in das des Lebens Wechsel und Wandel schon seine unverwischbaren Züge eingezeichnet hatte, — da raffte sie den augenblicklich verlorenen Muth zusammen und suchte unter Scherz und Lachen den bösen Eindruck zu zerstören, den das Herabsinken der Blume auf ihn gemacht, als er entschlossen war, die gebotene Rose zu brechen! —

Wie vergeblich waren diese Versuche der Fürstin! — Sie hätte es am besten ersehen können aus dem schadenfroh triumphirenden Blick Fräulein Anna Burgen's, die sich jetzt nicht mehr versteckte, sondern lächelnd zu der verstörten kleinen Gruppe trat, und sich vor der Fürstin tief verneigend, ihr „eine gute Nacht" wünschte.

Die Fürstin zuckte zusammen beim Klange dieser Stimme, wandte sich ab und fragte düster: „Wie kommt sie so plötzlich hieher?"

„Ich sah sie nicht eher, bis ich ihren Gruß

hörte," sprach Seeberg zerstreut und heftete seinen Blick auf das Tuch in der Fürstin Hand; dann setzte er hinzu, indem seine Stimme einen seltsam leisen, weichen Ton annahm und sein Gesicht die tiefste innere Bewegung verrieth:

„Fürstin, — jene Rose zu pflücken, war mir nicht vergönnt! — Verwischen Sie diese Erinnerung durch eine andere; — so, mit leerer Hand, möcht' ich nicht gern von Ihnen gehen."

„Dann nehmen Sie dieses Bouquet!" entgegnete sie mit heißem Erröthen und glücklichem Lächeln.

„Wie?" rief er scherzend, „Blumen, die ich heute in der Hand des Ministers sah, als er ankam? — O nein, da ziehe ich Anderes vor, — hier, dieses Tuch, das ich den ganzen Abend mit Neid in ihrer schönen Hand erblickte."

Bei den Worten nahm er das Tuch, und sie, zu glücklich über seine Bitte, vergaß bei der stummen Gewährung, was für ein Tuch es war und — aus welchem Grunde sie es mit in die Gesellschaft genommen hatte.

„Dank! — tausend Dank!" — sagte er leise und heftete seine glänzenden Augen eine Secunde fest auf ihr schönes Gesicht, durch dessen Züge ein Strahl unendlichen Glücks zitterte.

Sie sah noch diesen Blick, hörte noch den vibrirenden Klang seiner Stimme, als er bereits der Rotunde enteilt war. Da glitt abermals Fräulein Burgen an ihr vorüber, — dann — wie sich auf etwas besinnend — kehrte sie zu der Fürstin zurück, und sich über ihre Schulter neigend, flüsterte sie leise:

„Das Tuch, welches ich Ihnen heute brachte, gnädigste Fürstin, und das als Zeichen den Namen „Moorenfürstin" trägt, gehört, wie ich vorhin erfahren habe, einem jungen, sehr reizenden Mädchen in Derenfelde, Fräulein Helene Adelka. Herr Seeberg hat sie wahrscheinlich vergangenen Sommer kennen gelernt, und sie hat, wie es scheint, ihm die gleiche Gunst bewiesen, die Sie soeben dem Herrn Candidaten zu Theil werden ließen, als er sich verabschiedete."

Fürstin Vera, die während jener Worte gleichsam unter einem Bann gestanden, an Geist und Körper wie gelähmt, still jeden einzelnen Laut mit peinlicher Klarheit vernommen und wie mit Blitzesschlag den ganzen Zusammenhang der Sache begriffen hatte, und sich bewußt worden war, daß Seeberg sie getäuscht, — sie schnellte jetzt — als Fräulein Burgen schwieg — wie eine Feder empor, und mit jenem prächtigen Stolze, der ihrer

königlichen Erscheinung so wohl stand, erhob sie das schöne Haupt und sagte kalt, indem ihr flammend Auge sich auf die zischende Schlange in der Nähe ihres Platzes richtete:

„Das Tuch, Fräulein Burgen, das Herr Candidat Seeberg soeben an sich nahm, ist dasselbe, was Sie mir vorhin gebracht! — Ob dies Tuch nun einer Fräulein Adelka gehört oder irgend einer der hier anwesenden Damen, — das ist der Fürstin Surowieff ganz gleich — so egal und völlig uninteressant — wie Ihnen Alles bedeutungsvoll wird, was in Herrn Seeberg's Nähe ist, und sollte dies Etwas nur ein Stückchen Zeug sein, das Sie im Stande sind, von seiner Thürschwelle aufzulesen oder — aus seinem Zimmer, zu ihren tief liegenden Zwecken zu entwenden, Zwecke, — die indessen nie so tief waren, daß ich sie nicht stets errieth."

Fräulein Burgen's rothe Nase wurde kreidig wie ihre Lippen, und als die Fürstin Vera mit majestätischer Haltung von ihr fortrauschte, that die schöne Frau dies mit einem Gefühl tiefinnerster Befriedigung, ihre giftige Nebenbuhlerin endlich auch einmal gekränkt, beleidigt und entlarvt zu haben! —

Ob ihr das Vortheil — Nachtheil brachte! Ent-

hüllen wir noch nicht der Zukunft Schleier! — Blicken wir statt dessen in's Herz der Fürstin Vera, das sich scheinbar so erleichtert hatte. — Ja, nur scheinbar, denn wie ein Centner war die Erkenntniß ihr auf's Herz gefallen, daß Seeberg's verändertes Benehmen Grund in der Liebe zu einer Andern haben könne. Wild, stürmisch flutheten diese und tausend andere Ideen durch ihren leidenschaftlich erregten Sinn, und die Worte der eifersüchtigen und gallsüchtigen Gouvernante wucherten wie üppig Schlingkraut im Reiche der Gedanken. Sie umflochten und umrankten Geist und Herz mit immer festeren Banden, während in ihrer glühenden Seele der Wunsch nach „Wahrheit, Gewißheit" zum brennenden Verlangen wurde, sich wie eine Flammensäule hoch erhob inmitten jenes wogenden Chaos blinder Leidenschaften, die ihre Brust zu zersprengen drohten.

In dieser Stimmung eilte Fürstin Vera zu ihrer Schwester. Mit einer fast athemlosen Hast fragte sie:

„Hat Katharina vielleicht eine erwachsene Stieftochter und heißt diese Helene?"

„Um Gott, Vera — was ist Dir? Vera, ich flehe Dich an: beruhige Dich; Dein Geburts-

tag bricht an, man wird Dir gleich tausend Glückwünsche sagen!"

„Ich frage Dich, Nadine," stieß die Fürstin noch heftiger heraus, „ob Kathi's Stieftochter Helene heißt?" —

„Ja!" flüsterte die Gräfin immer mehr bestürzt.

„Weißt Du vielleicht, ob Jene noch einen andern Namen hat — einen Beinamen?"

„Ja! — man sagte mir, Helene Adelka heiße nach einer Besitzung — Moorenfürstin."

„Moorenfürstin!" hauchte Fürstin Vera tonlos, raffte dann all' ihre Kraft zusammen und fragte dringend:

„Ist sie hübsch, diese Moorenfürstin?"

„Kathi behauptete: Reizenderes nie erblickt zu haben."

„Und Kathi hat Urtheil!" — rief die Fürstin düster, „also reizend nannte sie ihre Tochter?" —

„Auch schön, — ich entsinne mich sogar noch ihres Ausdrucks dabei: „schön wie der Traum eines Dichters.""

„Wie alt mag sie sein?"

„Sechzehn Jahre."

Fürstin Vera's Antlitz wurde so geisterbleich, daß die Schwester sie mit Entsetzen ansah, —

dann aber einen Hülfeschrei ausstieß, als jene plötzlich wie todt zu Boden sank.

Die Festesgäste erschöpften sich in Vermuthungen, was die Ohnmacht veranlaßt habe, und kamen endlich Alle so ziemlich überein, daß die schöne Frau wahrscheinlich das Tanzen nicht vertragen könne, oder die Hitze im Ballsaal Schuld daran sei. Fräulein Anna Burgen allein schloß sich der allgemeinen Ansicht über den Grund der Ohnmacht nicht an und sprach frohlockend zu sich selbst:

„Die Moorenfürstin ist's, die sie zu Boden geworfen! — die Moorenfürstin ist's, die sie vernichtet hat!" —

Fräulein Burgen irrte in der That nicht; mindestens ließ sich aus den Worten, die Fürstin Vera hervorstieß, nachdem ihr die Besinnung zurückgekehrt war, entnehmen, wie furchtbar in ihr die Nachrichten fortwirkten, die sie empfangen hatte. — Jene Worte waren nicht nur die ersten, die sie sprach, sondern sie wiederholte dieselben auch fort und fort während der ganzen Nacht, wo sie schlaflos auf ihrem Lager saß, — diese Worte:

„Sechzehn Jahre! — sechzehn Jahre, und schön wie der Traum eines Dichters!" —

seit Kurzem ihm aber gleichgültiger geworden war, erinnerte sich Seeberg wiederum von Neuem in jenen Tagen, wo Fürstin Vera völlig unsichtbar blieb und die Nachricht ihres Unwohlseins zu ihm drang. — Seine stets rege Phantasie spiegelte sich die schöne Frau vor, von Schmerz gefoltert über seine ablehnende und abweisende Kälte, nachdem sie ihn in der That lange Stunden jenes Abends hindurch mit Gunst überschüttet und ihm immer klarer angedeutet hatte, was sie für ihn empfand, und — was sie noch immer wünschte und hoffte.

Von Schmerz gefoltert war Fürstin Vera wirklich! — Es waren aber nicht einzig Schmerzen der Liebe entsprungen, — nein, sie folterte auch jene Pein blinder Eifersucht — das noch bitterere Leid verletzter Eitelkeit.

Wie konnte man eine Moorenfürstin lieben, wo Fürstin Vera ihr Herz erschlossen? — Wie konnte man ein junges, unerfahrenes Mädchen aus einer kleinen Stadt der Frau vorziehen, deren Schönheit so vollendet, deren Liebenswürdigkeit so unbestritten dastand, und die sich an Rang so weit über die Banquierstochter erhob? —

Daß es möglich war, daß Seeberg dieses Verbrechen begangen hatte, bewies der verzweifelnden

Fürstin aber immer von Neuem jenes unselige Tuch, wenn der Hoffnung schmeichlerische Stimme als Trost einen Zweifel in ihre Seele zu streuen wagte.

Machte die schöne Frau sich diese furchtbare Erkenntniß auch immer klarer, daß die unbedeutende Moorenfürstin den Sieg über sie davon getragen, so kam sie in ihrer Einsamkeit, bei ihrem Sinnen, Grübeln und Denken doch endlich zu dem Entschluß: „daß Seeberg Die nicht besitzen solle, die er liebe."

Welche Mittel sie in Bewegung setzen mußte, um dies zu vereiteln, — noch wußte sie es nicht, — sie hoffte nur auf ihrer Schwester Hülfe, auf diese Schwester, die sie liebte und jetzt eine Autorität für Helene Adelka war! —

Inmitten ihrer Feldzugspläne gegen die unbekannte Nebenbuhlerin lieferte ihr die bekannte Rivalin: „Fräulein Anna Burgen" das Material, den Vernichtungskampf gegen Seeberg's Liebe zu beginnen?

In Fräulein Anna Burgen's Interesse lag es nämlich auch, daß Seeberg von der schönen Moorenfürstin losgerissen wurde. — Sie war zu klug, nicht vollkommen einzusehen, daß sie das nie bewerkstelligen könnte, daß Fürstin Vera mit be=

deutenderen Mitteln als sie begabt war, Zwecke zu erreichen, die jetzt in ihrem beiderseitigen Interesse lagen, verfolgt zu werden.

Als sie ihre Nebenbuhlerin denn hinreichend genug bestraft glaubte für die bösen Worte, die sie ihr am Ballabend zugeschleudert hatte, wußte sie geschickt einen Brief in Fürstin Vera's Hand zu spielen, der das Weh zwar minderte, das sie der schönen Frau durch ihre erste Nachricht über Helene Adelka bereitet hatte, — zugleich aber auch erkennen ließ, wie tief der Eindruck gewesen sein mußte, den Seeberg durch die reizende Moorenfürstin empfangen hatte.

Dieses Schreiben hatte Fräulein Burgen dem Anschein nach verloren. Es war aber wohl berechnet von ihr vor die Stubenthür der Zofe Anuschka gelegt, — von dieser gefunden, — gelesen und, da es Nachrichten über Candidat Seeberg enthalten, pflichtschuldigst von der treuen Dienerin ihrer Herrin übergeben worden.

Der Brief war von Marie Burgen aus Derenfelde und lautete in der den Candidaten betreffenden Stelle folgendermaßen:

„Geliebte Cousine des sechzehnten Grades
in der Verwandtschaft!

„Du fragst danach, wo Euer interessanter

Candidat, unseres lieben Vaters Werneck theuerster Neffe, unsere schöne Moorenfürstin so nahe kennen gelernt habe, um ein Taschentuch von ihr zu besitzen? — Höre und staune! — Helene Adelka kennt Herrn Seeberg gar nicht! Sie ließ auch überhaupt noch nie eins ihrer Tücher als zartes Andenken irgend welchem Herrn — und genannte Person kann sich dieses interessanten corpus delicti nur an dem Morgen aus Absicht oder Versehen bemächtigt haben, wo er hier ankam, und von dem ich Dir bereits schrieb. — Hält der Candidat das Tuch in Ehren, so ist's sehr anerkennenswerth von ihm; hält er's aber fest aus Liebe zu unserer reizenden Freundin, ach! dann sieht es schlimm um ihn aus, denn Bertha Dondorf's Tante, von der Therese Marbach sagt, es käme der guten Dame bei ihren Ehestiftungen gar nicht darauf an, sich den Bräutigam von dem Monde und die Braut aus der Sonne zu holen, — diese Hellseherin in allen Heirathen — behauptet: Helene Adelka würde sich bald mit dem schönen Cousin ihrer Stiefmutter verloben. Genannte Person ist ein Lieutenant, Namens Theodor von Dannstedt, der dem on dit zufolge, das wir in unserm kleinen Derenfelde zu besitzen auch

so glücklich sind, — früher seine Cousine geliebt haben soll.

„Er ist seit der Heirath Frau Adelka's nun schon zum dritten Male zum Besuch hier, wird und soll auch das bevorstehende Weihnachtsfest hier verleben. Kommt er — was rechtschaffene Leute nicht glauben wollen und mögen — seiner Cousine — der Frau Adelka halber nicht, — nun so ist's doch einzig die Moorenfürstin, die ihn in's Haus zieht."

Keine Viertelstunde dachte Fürstin Vera, nach Lesung dieses Briefes, über dasselbe Kapitel noch nach, das sie seit acht Tagen und in manch schlaflosen Nacht dieser Zeit hin und her überlegt hatte. Der Plan zur Intrigue war jetzt vollendet; sie setzte sich an ihren Schreibtisch und warf mit verstellter Hand nur einige Zeilen auf das Papier. Diese lauteten:

„Madame!

„In meinem Interesse liegt, daß Ihre Stieftochter Helene Adelka, Moorenfürstin genannt, sich baldmöglichst verlobt. In Ihrem Interesse aber würde gehandelt sein, wäre der glückliche Bräutigam Herr Theodor von Dannstedt, über dessen häufige Besuche Ihres Hauses Gerüchte circuliren, wie sie sie einst über Fräulein Katharina

von Romanoff im Schwunge waren, als diese mit Baron von Hamerau verlobt und — wegen Signor Carlo Abraccino's ihre Verbindung hinausschob, die späterhin nicht nur durch die Flucht unmöglich wurde.

„Wollen Sie Ruhe haben vor den Reminiscenzen Ihrer bewegten Vergangenheit, — mir Ruhe geben für meine umdunkelte Zukunft, in der Ihre Tochter als Schatten vor meinem Glücke steht, — dann verkünden Sie gefälligst — acht Tage nach Empfang dieser Zeilen — Helene Adelka's Verlobung. — Ihre Ein- und Umsicht kennend, schwierige Verhältnisse leicht und glücklich zu handhaben und zu erwünschtem Ausgang zu bringen — verlasse ich mich bereits auf Erfüllung meines ausgesprochenen Verlangens so fest, als ob ich die schärfsten Drohungen angewendet hätte, um Sie zu veranlassen, jene genannte Partie zu ermöglichen."

— — — — — — — — — — — — — —

Dieser anonyme Brief wurde von Fürstin Vera mit einem goldenen Petschaft gesiegelt, das einen beflügelten Pfeil trug mit der Unterschrift: „Gardez!"

Nachdem das hübsche Wappen diesen Dienst

geleistet, flog es in die Flammen des Kamins und Fürstin Vera eilte zur Klingel.

Anuschka erschien, und ihre Gebieterin sprach:

„Anuschka! Ich weiß, Du liebst mich, obschon ich Dir oft wehe gethan. Mehr wie mich liebst Du aber Florian Marcelle, der in Paris auch nach Dir seufzt. Besorge diesen Brief selbst an seine Adresse, ohne zu verrathen, woher er kommt, — bleibe acht Tage in der Nähe jener Stadt, die hier auf der Adresse verzeichnet ist, — forsche dann nach den Verlobungen, die in dem Orte stattgefunden haben, — merke Dir Alles genau und kehre dann nur hieher zurück, um mir Bescheid zu geben und Deine Belohnung zu empfangen! — Diese Belohnung besteht in der vollkommenen Möglichkeit, Dich mit Florian Marcelle zu vereinen. — Sieh' diese Rollen Gold, die ich Dir bestimmt habe, wenn Du wieder daheim bist! — Sage mir, ob ich Dir genug verspreche für den Dienst, den Du mir leistest?“ — —

Das Mädchen warf keinen Blick auf das Gold, umschlang nur unter Thränen der Freude die Kniee ihrer Gebieterin und rief:

„O, ich kenne Deine Güte, Herrin!“

Fürstin Vera hob die treue Dienerin vom

Boden empor, küßte sie auf die Stirn und sprach gütig:

„Eile, Anuschka! — Du hast Urlaub, Deine Schwester zu besuchen, kannst sie selbst besuchen binnen jenen Tagen des Wartens, denn das bestimmte Reisegeld reicht wohl noch zu mehr aus! Hier ist's, spare nichts, denn, was Du ausgiebst, gilt meinem Glücke — einem Glücke, das ich Dir danken werde, Dir!" — —

Die Zofe reiste. — Fürstin Vera dachte in der nächsten Zeit nur das Eine: ob das Petschaft seine symbolische Deutung erfülle.

Es war der Fall! —

Der abgesendete Pfeil flog der Richtung zu, die sie ihm gegeben, und traf auch sein Ziel!

Ob ein Herz dabei blutete — ein Geist darüber in wildeste Verzweiflung gerieth — ein Leben in seinen schönsten Jahren zerstört, und der Grundstein zu tausendfacher Pein gelegt wurde, — was kümmerte das Alles Fürstin Vera, — wenn ihre Seele nur aufjauchzen konnte in der Freude des Gelingens! — Und wie — wie jubelte sie — wie triumphirte sie! —

Zehntes Kapitel.

Die Festglocken läuteten den Christabend ein. Sie zitterten in langsam ersterbenden Tönen und Klängen auch über ein Haus dahin, in dem keine Christfreude herrschte.

Es lag ziemlich weit vor dem Thore der Stadt D..dorf, inmitten eines Gartens, dessen blühende Schönheit des Winters rauhe Macht gebannt hielt und mit Schnee und Eis umhüllte. Durch die beiden knorrigen Linden, die vor dem kleinen einstöckigen Hause standen und deren breite Aeste gleichsam schützend den hohen Giebel mit seiner Mansarde umfaßten — durch diese entlaubten Bäume leuchtete nicht, wie durch so viele Fenster anderer Häuser, jenes schöne, sich in tausendfältigen bunten Strahlen brechende Licht hellschimmernder Weihnachtskerzen. Während das übrige ganze Häuschen mehr im tiefen Dunkel lag, brach einzig aus

zwei Fenstern, rechts von der Eingangspforte, wo der Linden Gezweig nicht so dicht war, der ruhige, milde Schein eines Lampenlichts sich Bahn. Es warf hier und da seinen hellen Reflex über den mit Kies bestreuten Pfad des Gartens, der sich durch seine Farbe vom Schnee des übrigen Bodens abzeichnete, und welcher Weg von der Landstraße aus in gerader Linie nach dem Hause mündete.

Jene Lampe brannte in einem ziemlich hohen und geräumigen Zimmer, das sehr einfach, wenn auch ganz freundlich aussah.

Ein altmodisches Sopha, mit schwarzem Roßhaarstoff bezogen, stand in der Tiefe des Gemachs; davor ein viereckiger großer Tisch mit der kleinen Lampe, den eine Decke von grünem Tuch zierte. Ein Clavier befand sich zur Rechten des Sophas nahe der Thür, die nach einem offenstehenden Alkoven führte, der sich durch sein großes, weiß umhangenes Himmelbett als Schlafgemach erwies. Links von jener Thür stand ein bequemer hoher Lehnstuhl, dicht neben dem eisernen Ofen, aus dem eine mehr wie behagliche Wärme strömte. Das Spinnrad vor dem alten Sessel, mit halb abgesponnenem Wocken und der gefüllten Spule, bekundete, daß an diesem warmen Plätzchen

die Hausfrau nicht ausruhte, sondern auch fleißig schaffte. Jetzt lag eine Katze auf seinem weichen Polster und schlief friedlich bei dem eintönigen Schlummerlied, das ein im Ofen stehender Theekessel leise zu summen begann. Zur Linken des Sophas, dieser Wand gegenüber, prangte eine Rococo-Commode zwischen den beiden mit sauberen weißen Gardinen umhangenen Fenstern, und eine Uhr unter hoher Glasglocke auf dieser Commode accompagnirte in entsprechender Weise mit ihrem gleichmäßigen Ticktack den Gesang des Theekessels im Ofen. — An jener Glasglocke und zwei blauen hohen Vasen von Meißener Porzellan, in denen frische duftende Tannenzweige steckten, am blank geschliffenen Glasrahmen des alten venetianischen Spiegels über der Commode, da überall schimmerte der milde Schein des Lampenlichts in hell glänzenden Strahlen, während sonst dieser Schein nur matt und nothdürftig den ganzen übrigen Theil der Stube erleuchtete, an der die Eingangsthür vom Hausflur aus lag. — Zu beiden Seiten dieser Thür standen die zwei mächtigsten Möbels des Zimmers: ein alter Herrenschreibtisch, mit hohem Bücherrepositorium und ein Schrank aus Urgroßmutters Zeiten, umfangreich genug, die Bedürfnisse eines ganzen Haushalts in sich auf-

zunehmen. Ein großer Kupferstich an der Wand über dem Clavier war jedenfalls das Schönste und Werthvollste in dem Zimmer. Er stellte Christus auf dem Meere dar, beschwichtigend die wild erregten Wogen. Hell und licht trat die Gestalt des Erlösers von Tod und Sünde aus dem tiefen Schatten der Nacht hervor, in der seine ihn begleitenden Jünger bangten und verzagten; er stand hoch aufgerichtet, voll gläubigen Vertrauens auf Den, der da die Wellen kann zu festem Boden, gleich dem Fels gestalten, in jenem von mächtigen Wogen umtosten Kahne, und bot in seiner ganzen herrlichen Erscheinung den wunderbarsten und erhabensten Gegensatz zu den von Angst und Furcht gefolterten Jüngern, die in gebeugter Stellung am Boden des Schiffes lagen, und deren Züge all' den schönsten Commentar zu den heißen Flehensworten bildeten, die sie in jenem Augenblicke ausgestoßen: „Herr, hilf Du uns, denn wir verderben!"

Die anderen Wände der Stube, außer der am Sopha, hatten keinen Schmuck. Dort aber hing, umgeben von kleinen Oelgemälden, das lebensgroße Portrait eines schönen, ernsten Mannes im Ornat der protestantischen Geistlichen.

Unter diesem Bilde, in der Sophacke, saß eine

blasse ernste Frau, mit milden schönen Zügen. Eine schlichte weiße Tüllhaube umschloß ihr feines edles Antlitz; einfache dunkle Kleidung umhüllte ihre zusammengesunkene Gestalt, die weniger die Last der Jahre, als des Kummers Gewalt gebeugt zu haben schien.

Ihre Hände lagen gerungen in ihrem Schooße, und aus den Augen perlte eine Thräne nach der andern.

„Unmöglich! — Es kann nicht sein — ich kann's nicht glauben — es ist zu furchtbar!" — So und ähnlich lauteten die Ausrufungen, die sie von Zeit zu Zeit vor sich hinsprach oder auch, wie fragend, an den jungen Mann richtete, der in der andern Ecke des Sophas lehnte und sein Antlitz mit den Händen bedeckt hatte, die seinen Kopf stützten.

Doch ob sie auch mitunter in den Ausruf jenen Ton bangster Frage legte, — die Antwort blieb aus.

Der Jüngling an ihrer Seite, dessen Augen zwar oft durch den Spalt seiner Finger mit blitzartigem Leuchten hinüber blickten auf die weinende Frau, schien nicht geneigt, weitere Auskunft zu geben — sondern einzig mit Spannung des Ausgangs der Scene zu harren, die er veranlaßt

hatte. Die blonden Locken seines Haars, die theils mit auf seiner hohen weißen Stirn lagen, wurden unter seiner stummen, bangen Erwartung während dieser Scene ruhigen Jammers und stiller Verzweiflung, die er sichtbar zu steigern suchte, nach und nach feucht, wie seine Hände. Er hatte diese wie krampfhaft vor das Antlitz gedrückt — als wolle und könne er nicht sehen das Bild tiefen Jammers, das jene Frau bot, das er aber doch im Geheimen so aufmerksam — so voll Spannung beobachtete. Und antwortete er nicht, ob immer angsterfüllter sie auch lauschte, auf ein Wort des Trostes, der Ermuthigung vielleicht nur, dann faltete sie ihre Finger fester ineinander und rief, hinblickend zu dem Christusbilde an der Wand ihr gegenüber, mit einem Tone und Ausdruck, wie ähnlich ihn wohl jene Jünger einst gehabt: „O Herr, hilf uns, denn wir verderben!"

Tiefe Stille folgte diesen Worten, deutlicher vernahm man das Ticktack der Uhr, immer lauter das Summen des Kessels im Ofen, das Knistern des Feuers; — gleichmäßig und unverändert, wie zuvor, sandte nur die Lampe ihren milden Schein durch's Zimmer — in dies Gemach, in dem bange Sorge der stummen Verzweiflung die Hand reichte, und wohin der Glocken Klang, die

das Christfest verkündeten, nicht laut genug den Trost und die Verheißung hin in Herz und Seele trugen, die doch in jenen Glockentönen liegen: „Der Welt ist heute ihr Heiland geboren!" — Weder die tiefe Ruhe in dem Gemach, noch des Weihnachtabends trostreiche Klänge, noch der Blick auf Den, der Sturm und Wellen gebietet, wirkten vollkommen beschwichtigend auf das Leid der Frau. Es war, als ob ihre heftige innere Aufregung plötzlich eines Ausbruchs nach außen bedurfte, — sie erhob sich, ging hastig im Zimmer auf und nieder, und sagte dann, endlich wieder stehen bleibend am Tische:

„Sag' mir Alles, mein Joseph — verschweig' mir nichts, denn fast fürchte ich, des Leids ist noch nicht genug, das ich bereits gehört habe."

Der Jüngling richtete jetzt den Kopf empor, ließ die Hände sinken, und man sah ein Antlitz von fast mädchenhafter Schönheit — ein Gesicht, das wohl verdient hätte, engelgleich genannt zu werden, wenn man nur die Entscheidung hätte treffen können — ob es das eines guten Engels oder das eines Bösen sei! —

Sowie er die Augen niedergeschlagen, war die Schönheit eine vollendete in diesen jugendlichen Zügen, wenn sich die lichtumsäumten Lider aber hoben und den Beschauer traf des blauen Auges

scharfer, harter Strahl — so zuckte man unwillkürlich erschreckt zusammen ob der Veränderung, die dieser Blick in dem Gesicht hervorrief.

War sich der junge Mann des bösen Zaubers nun bewußt, den seine Augen ausübten, — kurz, demuthsvoll, mit einer gewissen Scheu, blieb stets sein Blick gesenkt, sowie er sprach — oder öffnete sich nur halb, um dadurch mehr und mehr die finstere Macht zu bannen, die aus seinen sanften Engelszügen deutlich einen schlimmen Dämon leuchten ließ.

War wild erregt sein Sinn, wie es oft bei ihm der Fall, obschon er leidenschaftlich gar nicht aussah — so blitzte und schimmerte sein grünlich blaues Auge in jenem Farbenton des Schlangenblickes, und war für den, der Menschenkenntniß gesammelt hat und aus Aug' und Zügen studirte des Herzens Tiefe und des Geistes Höhen, gar schrecklich anzuschauen. —

Auch jetzt, als er emporsah zu der Frau, blitzte jener Dämon flüchtig aus den Augen, und seltsam contrastirte zu dem falschen Blick der Schlange des Wortes milder weicher Ton, als er sanft und ruhig sagte:

„Mutter, zu was noch einmal wiederholen, was nicht zu ändern und doch so schmerzlich für

uns Beide ist? — Kannst Du's auch noch nicht glauben, so ist's doch wahr, daß Rudolf uns und unserm theuern Vater diese Schmach angethan hat, und von sich gewiesen ein Glück, das ihm schon so sicher im Schooße lag — ein Glück, das unser Leben auch erhellt haben würde, anstatt —"

Des Jünglings Stimme brach anscheinend vor Schmerz, und seine Hand umschattete von Neuem halb das Antlitz. Die Frau lehnte die zitternde Gestalt gegen den Tisch und sprach entschieden:

„So red' doch einmal aus! — Denkst Du denn, es wird anders, besser; — hältst Du dann immer inne, wenn ich endlich hoffe den ganzen Thatbestand klar zu erfahren; — wenn ich darauf brenne, endlich auch zu hören, was Du darüber denkst — wie Jene urtheilen, die es Dir verrathen haben."

„Du wirst wieder heftig, Mutter!" sprach der Jüngling traurig, „wirst heftig wie vorhin — und böse stets auf mich, der ich doch schuldlos bin! — Vergiß es einmal, Mutter" — setzte er scharf — ja dringend hinzu — „daß Rudolf stets Dein Liebling war, es jetzt noch ist, obschon er Dir das Herz fast bricht und uns in's Elend stürzt! — Bedenke einmal nur, wie ich vielleicht unter seinem

Streich des Leichtsinns dulden werde, — dann — dann wirst Du vielleicht ein wenig sanfter mit mir sprechen, der ich so tief schon leide."

Die Frau zuckte zusammen, schüttelte ein wenig den Kopf, sagte aber dann ruhiger:

„Jetzt — selbst jetzt noch Deine Eifersucht auf ihn, wo Du all' meinen Schmerz, mein tiefstes Leid gesehen, Joseph?" —

„Eifersucht? — Deine ewige Einbildung, Mutter!" — rief der Jüngling aufspringend, mit flammendem Aug', mit zorngeröthetem Antlitz.

„Joseph!" bat die Frau weich, „sei nicht so heftig, Kind, beruhige Dich!"

Und zurücksinkend in das Sopha, stöhnte der junge Mann schmerzlich: „O, es ist schwer, sehr schwer, stets ruhig zu sein bei unbegründetem Verdacht, bei einer Schmähung, die ich nie verdiente!"

Die Frau ging abermals durch's Zimmer, wiederum stehen bleibend sprach sie nach langer Pause mit größerer Ruhe, fast vollkommener Fassung:

„Laß uns nicht Zeit verlieren, Joseph! — vielleicht ist es noch zu ändern; ich will gern zum Consistorialrath, unserm Freunde, gehen, und was der thun kann, thut er sicher. Vielleicht auch hälfe

es, wenn Du nach Arnstein reisteſt, ihm sagteſt, wie ich leide, was ich wünschte — und —"

„Zu spät, Mutter — sein Abschiedsgesuch ist bereits eingereicht, ist an demselben Tage abgegangen, wo, wie ich hörte, er den Verweis über seinen unpassenden Bart erhalten hat."

„Nun, Joseph, Du wirst doch mindestens nicht glauben, daß Rudolf, unser sonst so guter und verständiger Rudolf, ein solcher Narr geworden ist, um eines Bartes halber seine Stellung aufzugeben."

„Ich will doch lieber das noch glauben, Mutter," — entgegnete der Jüngling eindringlich und ruhig — „was in der That als eine Uebereilung des Augenblicks von ihm angesehen werden könnte, als er gereizt gewesen ist über Verweise, die er für kleinlich erachtet, — für unwürdig eines Standes, dem er angehörte, — als daß ich glauben soll und könnte, der Grund allein hätt' ihn angetrieben auszuscheiden, um toll und wild auf jedem Ball zu tanzen, und nicht blos ein Liebesverhältniß mit einer Frau zu beginnen — sondern —"

„Schon wieder hältst Du inne! — O mein Gott, so sprich doch weiter!"

„Meinst Du denn, es wird mir leicht — so

etwas von ihm, von meinem Bruder zu sagen, den ich so hoch gestellt, der, wie ich weiß, seit Jahren Deine ganze Hoffnung ist, und auf den Du immer mit so viel mütterlichem Stolz geblickt?"

Ein gewisser Hohn in den letzten Worten veranlaßte die Frau, ruhig und ernst zu sagen:

„Ich hatte Recht zu diesem Stolze, mein Sohn!"

Fühlte der junge Mann, daß sein Charakterfehler, der Neid auf seinen befähigten Bruder, ihn hingerissen und hatte vergessen lassen, zu wem er sprach — schnell sich fassend, setzte er lebhaft und warm hinzu:

„Gewiß, Mutter! mißversteh' mich nicht. Du hattest dasselbe Recht, ihn hoch zu halten, wie ich, und darum wird es mir ja auch so schwer, von seinem Falle zu berichten."

Die Frau schlang von Neuem krampfhaft die Hände ineinander, und fragte nach kurzer Pause mit flehendem Ton:

„Kannst, willst Du's mir denn wirklich gar nicht sagen, wer Dir die Nachricht über ihn gesandt hat?"

„Ich kann und darf es nicht, Mutter!"

„Ist's ein anonymes Schreiben, oder ein Brief mit Namen?"

„Ich darf Dir nicht mehr sagen, als ich that!“

Sie lauschte mit Spannung und Angst auf jedes dieser Worte und fragte dann lebhafter:

„Und ist jene letzte, schlimmste Nachricht denn verbürgt, wie die es ist, daß er den Abschied ein= eingereicht? — Ich meine jene Kunde von — von —“

Hervorstürzende Thränen erstickten ihre Stimme, — sie konnte nicht weiter reden. Der Jüngling sah sie spöttisch an und fragte mit leichter Iro= nie: „Warum hälst Du inne?“ Jedoch sich rasch eines Bessern besinnend — eilte er zu ihr, um= schlang sie mit den Armen und rief liebevoll:

„Theuerste Mutter — sei stärker als ich war, laß Dich nicht übermannen von dem Schmerze — vielleicht ist Manches nicht so schlimm, als mir berichtet wurde!“

Sie sah fast glücklich zu ihm auf bei diesen Worten und sprach mit warmem Ton:

„O Dank für diesen Trost, mein Sohn! Du wirst recht haben, wahr — kann nicht Alles sein, oder der barmherzige Gott müßte ihn ja eben= so verlassen haben, wie seine gesunde Vernunft.“

Der Schatten des Bösen flog durch des jungen Mannes Züge, aber er erwiederte sanft:

„Hoffe nur nicht zu viel, damit das Wahre an der Sache Dich dann nicht wieder gar zu schmerzlich trifft.“

Sie schwieg etliche Minuten und rief dann entschlossen:

„O nein! Laß hoffen mich, so lange ich kann, daß Alles anders — besser ist. Auch Du, mein Sohn, verbanne den Verdacht! — Ja, so lange, lieber Joseph, wollen wir nichts Böses von ihm glauben, bis er uns selbst geschrieben hat. Wir thun ihm sicher Unrecht.“

„Du glaubst also, er würde Dir Alles schreiben?“ — fragte der Jüngling staunend.

„Ganz gewiß! — er that es ja bisher, daß er mir Alles schrieb; erinnere Dich doch nur an all' die langen Jahre, wo er fern von uns war und niemals etwas verheimlichte. Wir haben ja selbst noch einen Beweis vom letzten Sommer her, wo er uns von seiner Reise nach Derenfelde schrieb, um dort seine Befähigung für die Malerei von meinem Bruder prüfen zu lassen.“

„Ja damals! — Ja, das Alles konnte er wohl schreiben, er machte eine kleine Reise — doch jetzt — da glaub' ich nicht, daß er Dir schreibt; und wenn er's thut, wird er den Umstand mit der Frau

ganz sicher Dir verschweigen, und nur Dir sagen —"

„Er wird mir Alles — wird die volle Wahrheit sagen!" rief sie lebhaft. — „Wahr, offen war er immer — sein Herz ohn' alles Falsch und fremd ihm jede Lüge — jeder Hehl!"

„Gewiß, Mutter, glaube ich das auch von ihm und weiß, wie redlich — er sonst wär. Ich meinte ja nur jetzt, — in diesem Falle, — ich dachte ja nur jetzt, ob er überhaupt offen Alles schreiben könne — dürfe, da eine Frau, eine hochstehende Dame mit in seine Angelegenheit verwickelt ist, wie Du weißt. Da ist Schweigen ja kein Hehl — sondern — nur Discretion."

„So unterwirfst Du gerade das Gerücht nicht einem Zweifel?" rief sie heftig.

„Das?" fragte der Jüngling staunend.

„Nun gewiß! — Denn könnte ich mir Alles auch erklären, doch dies nicht glauben, daß einzig Liebe und Leidenschaft für jene vornehme Dame, das Hauptprincip bei seinem thöricht vor schnellen Handeln gewesen."

„Du kennst eben die Welt nicht, Mutter, und die Menschen! Der Leidenschaft und der Verblendung giebt's gar viel in dieser bösen Welt,

— noch größer aber ist ihr Einfluß auf die Menschen.“

„Und Du, Joseph, Du, der kaum neunzehnjährige Jüngling, — weißt Du — Du, der ja kaum in die Welt getreten ist, denn etwa mehr und viel von jener Welt, die ich nicht kennen soll?“

„Ein junger Mann wie ich hört gerad' das Meiste, Mutter,“ sprach er sanft und setzte lächelnd hinzu: „ja, das Meiste, Mutter, weil er eben gern von all' den Dingen hört, die ihm bis dahin ziemlich fremd gewesen sind; fremd aber ferner nicht mehr bleiben können, dürfen — da ja die Welt des Mannes Schauplatz einmal ist!“

Sie hörte, sie sah ihn an mit Blicken der Angst, des Staunens, Bangens und des stillen Zweifels; dann aber wiegte sie bedenklich das Haupt und sprach leise vor sich hin: „Ja, ja, ich sagt' es immer, daß eine Mutter, welche Söhne hat, die in die Welt getreten sind, so schlimm daran ist, wie jenes arme Huhn, dem Enteneier in's Nest gelegt wurden! — Sie sieht nun ihre Kinder, kaum dem Ei entronnen, — in Elementen lustig treiben, die für sie völlig fremd sind — heimisch nimmer werden. Angsterfüllt läuft solche arme Henne am Ufer hin und her! — Voll Sorg' und Pein blickt aber

eine Mutter in die Welt, wo sie ihre Söhne, diese Kinder weiß, denen sie nun nicht mehr zu folgen vermag, und die sie ebenso nicht mehr behüten und beschützen kann!"

Elftes Kapitel.

Die Angelegenheiten Rudolf Seeberg's, — die Wendung, die er seinem Geschick zu geben gedachte, waren von Fräulein Anna Burgen, im wohlmeinendsten Schreiben sofort an seinen jüngeren Bruder, der in Bonn Theologie studirte, in der Hoffnung berichtet worden, daß er, dessen Existenz von dem Bruder abhängig, noch rechtzeitig dagegen einschreiten würde. Herr Joseph Seeberg, der dem Bruder die gute Carrière und seine angenehme Stellung in der Welt aber eben so mißgönnte, wie alles Andere, das jenen über ihn selbst erhob, — er freute sich viel zu sehr, die Laufbahn dieses befähigten, beneideten Bruders unterbrochen zu sehen, als daß er den in dem Briefe angegebenen Rathschlägen gefolgt wäre, — um etwas zu verhindern, das jenem nicht nur persönlich schadete, sondern ihn auch in den Augen Derer herabsetzen

konnte und mußte, die ihm diesen begabten älteren Bruder stets als Vorbild hingestellt hatten. —

So wartete er denn ruhig den in dem Schreiben zum Handeln angesetzten Termin ab, — wartete bis die angedeuteten Befürchtungen Thatsachen geworden, — reiste aber dann zur Mutter, um nur der Erste zu sein, der die widrige Kunde von dem Handeln ihres Lieblings brachte.

Während jener Unterredung zwischen Mutter und Sohn am Weihnachtsabend — hielt in einiger Entfernung von dem Hause der Consistorialräthin Seeberg, ein Wagen. Ein junger Mann sprang zuerst heraus; langsam und bedächtig folgte ihm ein älterer Herr, der, als er ausgestiegen war, von einem Fuße auf den andern trat und — sich dehnend und reckend — ruhig sagte:

„Ich kann mir nicht denken, daß Du recht haben solltest und so viele Leute der Jetztzeit einzig zu ihrem Vergnügen reisen! — Reisen ist doch entsetzlich."

Der junge Mann brach momentan in herzliches Lachen aus und sprach dann ernst: „Mein Gott, wer mir das gesagt hätte, daß ich — am ersten, schwersten Ziele meiner neuen Laufbahn so lachen sollte, wie ich that auf dieser Reise! Ich würde es nicht für möglich gehalten haben!"

„Ja, gelacht hast Du viel und eigentlich immer über mich, obschon den Grund ich doch niemals so recht verstanden habe, wenn es nicht einzig der ist, daß Deine Liebe Dich so glücklich macht und Dir das Dunkelste in rosenfarbenem Lichte zeigt."

„Sie thut's, Onkel; — doch lachen muß ich über Dich auch ohne jene Stimmung, da Du so komisch und so eigenthümlich bist, wie ich noch keinen Menschen fand. Denke nur an unsere Fahrt auf der Eisenbahn."

„Schweig' davon! — Das war das Schrecklichste unserer Reise, — der Sitz in diesem festgeschlossenen, engen Kasten, von einer Art von Höllenlärm umbraust; — dies Pfeifen, von dem mir noch die Ohren gellen, und dann dies Fliegen über jene schmalen Schienen auf hohen Dämmen, jenem Viaduct, wo es wie durch die Luft ging, und dann durch finstere Tunnels inmitten felsiger Berge! — Entsetzlich — ganz entsetzlich! — Da lob' ich mir doch diesen Wagen, an dem kein mächt'ger Kessel zischt, den ruhig die Pferde fortzogen auf fest gefrorenen breiten, sicheren Wegen, und dieses Vorankommen durch die Welt, wo man doch Athem schöpfen kann. — Wo ist übrigens mein Felleisen und mein Skizzenbuch?" —

Rudolf Seeberg — denn dies war der eine der Reisenden, während der andere sein Onkel, Derenfeld's Original, der alte Maler Werneck war — lachte abermals und sagte dann: „Unser Gepäck werde ich gleich nach einem Gasthof bringen; sorg' Dich nicht darum; laß uns nun gehen, daß ich Dir ihre Wohnung zeige und Du sie sprichst, damit auch ich recht bald sie sehe und mit ihr reden kann."

„Ja, unter Dach und Fach nur erst in warmer Stube! — Da hast Du recht. Von diesem Wagen fort und — aus mit der Reise! Mein Gott! Ich weiß schon bald nicht mehr, wie Einem zu Muthe ist, der nicht im Wagen, sondern in der Stube sitzt. Entsetzliches Leben, so unterwegs zu sein, und mein Himmel, wie lange malt' ich nicht! — Nun, Gott bewahre mich nur vor weiteren Touren! — Und jetzt, wo ich das Reisen wieder kennen lernte, dieses stete Unbehagen, da soll sich Jemand noch einmal wundern, daß ich so lang' an einem Orte blieb — in diesem lieben Derenfelde. Doch halt, was ist das! — Habt Ihr hier Berge?"

„Ja!"

„Und dort — ist das ein Thurm, — doch nicht eine Burg? — O sieh' nur, wie sich das

malerisch ausnimmt im ungewissen Licht des Abends. Diese Thürme, umglänzt von Reif und Schnee, und nun die hellen Sterne vortretend aus der schwarzen Wolke. Ah, wie schön, wie schön!" —

„Lieber Onkel, ich bitte Dich, — keine Naturstudien um diese Stunde, diese Zeit. — Dort jenes Haus, da wohnt die Mutter — geh' nun hinein, bereit' sie vor auf das, was ich im Sinne habe, denn ich — jetzt fühle ich's mit einem Male wieder klar — ich könnt's ihr doch nicht ruhig sagen. Geh' — und sei kluger Diplomat!"

Maler Werneck blieb mitten auf der Landstraße stehen und sagte nicht so ruhig, wie er sonst sprach:

„Du bleibst also dabei und meinst sogar, es sei besser, ich ginge zuerst, um sie auf diesen Wechsel vorzubereiten! — Nun gut — ich will es thun, weil Du es wünschest; nur sage ich Dir noch einmal, wenn ich's nur richtig mache. Ich bin, scheint mir, zum Diplomaten nicht geeignet. — Ja, gält's ein Bild zu machen, wo ich die Farbe selbst mir mischen kann, den Tönen Licht und Schatten geben nach Gefallen — ja sieh', da wär' es anders, und da wäre ich zu Hause! — Mit den Menschen — hm, hm — die bringen stets den Schatten an, wo ihrer Heftigkeiten Bomben platzen,

und kehren sich gar wenig an ein künstlerisches Licht der Sache. Ja, ja, sie sind verkehrt — ich noch verkehrter, und wenn nun Deine Mutter nicht gerade Ausnahme von der Regel bildet, so kommen wir ganz sicher auseinander und nicht mitsammen aus, wie wir doch wünschen! — Hm — hm!"

„Geh' mindestens voran, ich folge bald! Denn sieh' es ein, geliebter Onkel, trittst Du so unerwartet bei ihr ein, da wird sie vorbereitet sein auf etwas, während, komme ich so sans façon und sag' es ihr, da stürzt es wie aus Wolken vor sie nieder und nimmt ihr vollends alle Ruhe! Du weißt, ich hab' sie lieb, zu lieb! — Das Herz zieht krampfhaft sich zusammen, bedenke ich, daß, was mir Freude macht, ihr Leben trübt, und was mein Glück mir gründen soll, von ihr mit tausend Thränen eingesegnet wird!"

„Mit tausend Thränen!" wiederholte der alte Maler unbehaglich und setzte rasch hinzu: „Ja, ich entsinne mich — Christinchen weinte schon als Kind sehr viel — eh' ich nach Rom ging! — Das sind beinahe fünfzig Jahre — — und sie —— sie weint noch immer? — Hm, hm!" ——

Rudolf Seeberg's Antlitz, das der Sterne Licht

eben als ernst, fast trübe gezeigt, nahm von Neuem heitern Ausdruck an, und er rief unter Lachen:

„Nein, Onkel, Dich zum Gefährten zu haben, ist Gold werth! — Du bannst die ernste Stimmung, ohne daß Du's weißt. Hier aber ist die Pforte, dort der Weg! — Da an den Bäumen schimmert Licht; das ist das Wohngemach der Mutter. Geh' jetzt — ich folge — bald."

Maler Werneck ging den Weg entlang, über den matt des Lichtes Schein aus den Fenstern flimmerte; Rudolf Seeberg lehnte an der Pforte, verfolgte erst den Gang des alten Mannes hin zum Hause, und dann stand er einige Augenblicke in tiefes Sinnen verloren da — betrachtend bald der Sterne goldenes Leuchten, bald einzig blickend auf die beiden hellen Fenster, nahe jenen alten Linden mit den mächt'gen Stämmen. Dann schüttelte er rasch und energisch alles Sinnen, Denken ab, eilte zurück zum Wagen, warf sich hinein, fuhr zum Hôtel, bestellte Quartier für sich und seinen Onkel, nicht nur, weil er seine Mutter so spät am Abend nicht noch belästigen wollte, sondern — weil er auch andere Pläne mit ihrem kleinen Gastzimmer oben in der Mansarde hatte. — — —

Als er Alles rasch besorgt, eilte er zurück zum Hause vor dem Thore. Ehe er jedoch dort ein-

trat, ging er an eins der hellen Fenster im Parterre, bis zu dessen Simse seine hohe Gestalt so weit hinanragte, daß er die Stube völlig überblicken konnte.

Was er erschaute, ließ ihn einen Augenblick voll Staunen zurückweichen; dann trat er aufhorchend wieder näher, blieb, so gebannt, etliche Secunden stehen und rief dann überrascht:

„Wie? — Er da — Er! — und Er hat's ihr erzählt? — Er und die Mutter heftig gegen ihn, der mich vertheidigt; ihn wagt man zu beschuld'gen, mich aufgehetzt zu haben, — o, mein Gott!"

Nur einen Augenblick stand Rudolf Seeberg lauschend vorgebeugt am Fenster, dann trat er in's Haus, in jenes Zimmer.

Seine dunkle, hoch aufgerichtete Gestalt im Rahmen der Thür, wo er inne hielt, bevor er weiter schritt in Kampf und lauten Streit — sie machte in dem Augenblick auf Alle, die ihn sahen, denselben beschwichtigenden Eindruck, wie jene lichte Figur im Bilde über dem Clavier. Jene gebot Ruhe den tobenden Wellen des Meeres — diese brachte Stille in den lauten Sturm der Worte! —

Zum ersten Male aber, seit Rudolf Seeberg diese Stube seiner Mutter nach längerer Abwesenheit betreten, flog seine Mutter ihm nicht bei sei-

nem Kommen entgegen! — Den Blick starr auf ihn geheftet, stand sie da; nicht Arm noch Fuß regten sich, ihn zu umfangen, zu ihm hinzueilen! — Einen Moment blickte auch er sie starr an, sah staunend und verwundert, — betrübt, fast schmerzlich hin auf dieses Bild der Mutter, ihm so fremd, so anders! — Dann glitt ein Strahl jenes festen Vertrauens durch seine Züge, die das durchgeistigte Antlitz des Christus auf dem Bilde verklärte und so erhaben machte. — Jener vertraute seinem Gott — dieser seiner Mutter! — Dicht trat der junge Mann jetzt an sie heran, legte seinen Arm um ihren Nacken, sah ihr mit seinen tiefen, ernsten Augen in die sonst so milden, jetzt von Weh und Schmerz zerrissenen Züge — in ein Gesicht, in dem der Zorn bisher ihm völlig fremd gewesen, und wo dieser finstern Leidenschaft Gewalt jetzt über ihn und seinetwegen hervorgebrochen war.

Und zu dem stumm beredten Blick, mit dem er auf sie schaute, kam nun noch der erschütternde Ton seiner gedämpften Stimme, mit dem er leise fragte:

„O Mutter — Mutter — so empfängst Du mich — mich, Deinen Sohn, das einstmals Dir so liebe Kind?“ —

Blick und Stimme siegten, ihre Arme schlos-

sen sich fest um ihn; sie weinte, schluchzte laut an seiner Brust und sprach dann endlich unter ihren Thränen:

„Bist Du auch jetzt mir wie verlor'ner Sohn — bist immerhin mein Kind; — und eh' ich Dich verdamme, will ich Dich hören! Dich einzig und allein — und — Dir auch glauben!" —

Was hätte Rudolf Seeberg mehr mit Allem aussöhnen können, als diese Worte? Der Friede war ein vollständiger, wo eben noch Kampf und Streit stattgefunden. Niemand war in dem Augenblick aber zufriedener über diese Aussöhnung, als der alte Maler Werneck. Ruhig ließ er seine Schwester weinen und konnte es selbst nicht wehren, daß auch ihm das Aug' sich feuchtete, als er die innige Liebe zwischen Mutter und Kind hervorbrechen sah, welche in Secunden einen Sturm, ein Weh und einen Schmerz besiegt, — gegen dessen volle Gewalt so lange vergeblich sein redlichster Wille, sein gutes Wort angekämpft hatten — und das er Alles schon geneigt gewesen, für unüberwindlich zu betrachten.

Nachdem Werneck aber einige Secunden mit Antheil und Freude dies Bild des vollen Lebens betrachtet hatte, wandte sein Auge — das in Nacht und Dunkel Gemälde entdeckt haben würde —

sich jener Wand am Sopha zu, wo der Lampe Schein ihm seines Lebens Leben: „Gemälde" offenbarte! — Und hätte er in den kleinen Bildern, die da hingen und das Portrait des Mannes im Ornate umgaben, auch nicht seine ersten Versuche im Gebiete der Kunst wiedererkannt — er würde bei Betrachtung des guten Gemäldes, das seinen Schwager darstellte, schon allein die Außenwelt vergessen haben. Um wie viel mehr war das aber nun der Fall, als er in jenen kleinen Skizzen und Bildern die Versuche entdeckte, die er vor länger denn fünzig Jahren gemacht und welche von seiner Schwester, Reliquien gleich, aufbewahrt worden waren!

Er störte daher nicht die Gruppe der Familie, die eine ihnen wichtige Angelegenheit besprach, nämlich das Ausscheiden Rudolf Seeberg's aus seiner theologischen Laufbahn.

Rudolf Seeberg hatte sich mit Fürstin Vera Surowieff verlobt — an dem Tage und in der Stunde verlobt, wo er aus der Stadt heimkehrte, in der er mit Bischof und Consistorium in Conflict gerathen war. — Sie hatten nicht allein seinen unglücklichen Bart getadelt — wenn auch aus anderen Gründen, als dies einst von seinem Onkel geschehen war —, sie hatten ihm noch schlimmeren

Verweis darüber ertheilt, daß er getanzt! — So wie jener eine Walzer mit Fürstin Vera durch Anklage und Beschuldigung zu einer Menge von Bällen angewachsen war, auf denen er toll und wild bis in den neuen Morgen hinein getanzt haben sollte — so hatte man in böswilligster Weise auch hervorgehoben, daß er im ganzen Jahre nicht einmal zum heiligen Abendmahl gegangen sei und durch sein Benehmen vielfach „Anstoß“ erregt habe. —

Nur dieses Anstoßes und Conflictes mit dem Consistorium hatte es bedurft, Rudolf Seeberg eine Laufbahn vollends zu verleiden, die er einzig aus Liebe zu seiner Mutter gewählt.

Unter dem Einfluß des festen Entschlusses stehend, nun zu brechen die ihn haltenden Bande, war ihm Fürstin Vera entgegengetreten — zum ersten Male wieder begegnet seit jener Ballnacht, wo sie krank geworden war und er so anders ihrer gedacht hatte.

Wir wissen, wie Rudolf Seeberg diese Krankheit der launenhaften Frau gedeutet hatte, und können uns darum nicht wundern, daß seine Frage nach ihrem Befinden warm und theilnehmend ausgefallen.

Sie war zu klug gewesen, diese bessere Stimmung

gegen sie nicht geschickt zu benutzen; sie hatte noch gescheidter gehandelt, indem sie auch Vortheil zog aus seiner Reizbarkeit gegen die Behörde und jenen geheimen Denuncianten, in dem sie ihm lachend den Minister — den auf ihn eifersüchtigen Minister andeutete! — Kurz, Fürstin Vera hatte Seeberg umgarnt, bestrickt, bezaubert und berauscht, wie schon so manche kokette schöne Frau den Mann zu ihren Füßen hingezogen, den sie heiß geliebt — oder mindestens glühend und für ewig — zu lieben glaubte!

Ob es im Rausche dieser Bezauberung nun zu einem Geständnisse seiner Liebe — zu einer festen Verlobung unter ihnen gekommen wäre, wenn Rudolf Seeberg nicht seit mehreren Tagen schon die Kunde erhalten hätte, daß die Moorenfürstin in der That mit jenem Officier öffentlich versprochen sei, mit dem sie damals, als er die jungen Mädchen im Zimmer belauscht hatte, schon geneckt worden — hätte Fürstin Vera nicht diesen mächtigen Hebel als Ausschlag gebend bereits vorher in Bewegung gesetzt, bevor sie ihre neuen Operationen gegen ihn vollführte — wer weiß, ob dann der, den sie zu ihren Füßen sehen wollte, so ahnungslos und so schnell in ihr Netz gefallen wäre? —

Ihre beiderseitige Verlobung hatte seine Stellung in Arnstein'schen Hause rasch beendet, und Fürstin Vera's Schwester und Schwager Seeberg nun um so schneller aus ihrem Hause entlassen, als Beide noch immer hofften, eine Trennung würde die junge leidenschaftliche Frau zur Vernunft bringen.

Fürstin Vera hatte ihrem Verlobten das Scheiden durch das freiwillige Versprechen erleichtert, in den ersten Tagen des neuen Jahres — sowie sie ihre Angelegenheiten nur ein wenig geordnet — nach O.dorf zu seiner Mutter reisen zu wollen. Sie hatte ihn gebeten, sie nicht zu längerer Trennung von ihm zu verdammen, um erst, wie er einst beabsichtigt, eine Stufe im Tempel der Kunst zu erklimmen — sondern sich gleich mit ihr in O.dorf zu verbinden, von wo aus sie dann gemeinschaftlich nach Italien reisen wollten — in's Land der Kunst — in's Land der Liebe! —

Welchen Mann würde solche Bitte der Geliebten nicht beglückt, beseligt haben? — Sie that's in solchem Umfange und stellte Fürstin Vera in seinen Augen als Weib so hoch, wie seine kühnste Phantasie sich nie erträumt hatte, sie je zu erblicken.

Und als das Mutterauge ihres geliebten Kin-

des Glück sah; als Rudolf die Fürstin Vera schilderte in ihrer Liebe — ihrer Anspruchslosigkeit; als das Mutterherz all' jene Seligkeit ermaß, die ihm bevorstand, wenn das Ziel erreicht, dem er entgegenstrebte — wie hätte sie ihm da noch zürnen können, daß er über ihren Wünschen seine Hoffnungen erbaute? —

Gewissermaßen ängstlich blieb sie indessen doch und konnte es nicht glauben, daß eine Fürstin in ihrer kleinen Mansarde wohnen — und bald bei ihr leben sollte! — Und wie der Plan über ihre Begriffe hinaus ging, so manches Andere in ihres Sohnes Streben. Seine neuen Ideen zogen in Bahnen und Kreisen, die ihr nicht nur fremde sondern auch weit über ihre Anschauungsweise von Glück und all' den Verhältnissen des Lebens hinaus gingen, die sie kannte.

Rudolf Seeberg's jüngerer Bruder, der stumm, ohne ein Wort hinzuzufügen, des Herzens glühenden Erguß — der Mutter Einwände und Entgegnungen — seine Bitte und endlich ihre Zusage in Bezug auf Fürstin Vera's Wünsche mit angehört — er fragte, als endlich Beide sich geeinigt hatten und nun schwiegen:

„Was, Rudolf, was soll ich nun aber thun?"

„Du?" fragte der Andere überrascht und

staunend, „Du, mein Liebling?" setzte er freudestrahlend hinzu, indem er voll Stolz und Glück auf den schönen, zum Jüngling heran gewachsenen Bruder blickte und ihn dann herzlich, fast zärtlich umarmte. „Du, mein geliebter Bruder, wirst hoffentlich, was unsere gute Mutter in mir zu sehen gewünscht: ein recht tüchtiger Theologe, ein würdiger Nachfolger unseres theuern Vaters!"

Der Jüngling nahm wenig Notiz vom liebevollen Blick und der echt brüderlichen Umarmung, er fragte nur noch eifriger:

„Kann ich denn wirklich weiter studiren? Vermögen ist nicht da, und was an Werth die Mutter hatte, verkaufte sie für Dich — sie selbst behilft sich kaum mit ihrer kleinen Pension."

Rudolf Seeberg war ersichtlich unangenehm berührt durch Ton und Wort. Indessen freundlich, herzlich, wie er immer mit diesem jüngeren Bruder zu sprechen pflegte, den er so innig liebte, sagte er auch jetzt:

„Joseph, ich versprach, an Dir zu thun, was einst die Mutter für mich that. — Ob das nicht längst schon abgetragen, will ich nicht erörtern. Meine Stellung war gut — und ich sparsam, was Du niemals bist! — Denk' nicht, daß ich Dir Vorwürfe machen will; die Gaben sind nicht gleich

vertheilt, und Dich reizt Manches, was ich ganz ruhig mir versagen konnte. Ich habe Alles jetzt nun zu Gelde verwerthet, was ich an reichen Geschenken seit vielen Jahren erhalten hatte. Es beträgt, mit jenen Ersparnissen, die ich angesammelt, nahe an zwölfhundert Thaler. Wir theilen vorläufig diese Summe, und bis ich in einem oder zwei Jahren wieder mehr Dir senden kann vom eigenen Verdienste, so Gott es will, — da mußt Du Dich mit dem einrichten, über das ich einzig zu verfügen habe!"

In Joseph Seeberg's Augen blitzte ein Strahl von Freude auf, — er sagte aber ruhig:

„Ich werde mich bemühen, zu sparen, um mit dem Gelde nicht nur auszukommen, bis auch ich verdienen kann, sondern, damit die Mutter noch davon erhält und sich ein wenig pflegt."

„Deine Mutter," schaltete jetzt der alte Maler ein, „für die lass' mich nur sorgen, denn deren Zukunft haben Rudolf und ich längst besprochen. Sie zieht, so Gott es will, mit mir nach Derenfelde, und darum bin ich ja gekommen, ihr das zu sagen. Ich will sie bitten, mir, dem alten Bruder, meinen kleinen Haushalt zu führen, denn jene arme Frau, die es bisher gethan, wird schon ein wenig alt. Mein Erwerb trägt mir ganz

hübsche Summen ein, und seid Ihr Beide — Du, Joseph, und die Mutter — einmal nicht mehr so eingenommen gegen alle Kunst, wie jetzt, so werdet Ihr schon sehen, daß man bei nur ein wenig Fleiß und etwas gutem Willen ganz herrlich davon leben kann, — auch wenn die Welt nicht einmal rühmend unsern Namen preist! — Und seinen Namen — Rudolf Seeberg's Namen — den wird sie künftig preisen, das glaubet mir! — Dann wird's noch besser werden; — doch auch bis dahin keine Sorge, und nicht wahr, Christine, Du — Du ziehst mit mir."

„Wie? Ich — ich sollte O.dorf verlassen?" fragte die Consistorialräthin bestürzt. „Ich sollte den Ort verlassen, wo mein Mann begraben liegt, und wo auch ich so gern ruhen wollte? — Ach nein — ich reise nicht — ich kann nicht von hier gehen! — Bleib' Du doch lieber hier, mein theurer Bruder! Wohne bei mir in diesem Häuschen, wo jetzt seit Kurzem jene Wohnung leer steht, die ich bisher vermiethet hatte. Es ist das alte kleine Haus von unseren Eltern, und Raum genug darin, wenn meine Söhne zu uns kommen. Ueberleg' Dir das und denke, daß Du ja überall wohl malen kannst!"

„Ueberall? Hm — nein! — Doch hast Du

Zimmer, die nach Norden liegen, wo nicht solche dicke Bäume stehen, die zu viel Schatten bringen, da könnt' ich malen."

„Gewiß — das kannst Du Alles haben, Alles!"

„So! Nun — da braucht ich nicht zurück zu reisen — hm — hm — doch meine Bilder! Der Apoll und meine Grazien! Hm — hm — und dann, mein Gott, das kleine Beppchen — Trüff!"

„Trüff ist ja todt, geliebter Onkel, und Beppchen Dir entfloh'n!" rief Rudolf Seeberg schnell.

„Richtig — ich vergaß das! — Beppina wird aber wieder kommen, glaub' es mir. Ich muß doch wohl selbst reisen, um meines Lieblings Schicksal zu erfahren. Auch meine Bilder — meine lieben Bilder! — Gott, wenn ich sie doch mit mir nahm, so wäre Alles gut, und dann könnte ich hier bleiben!"

„Die kann Dir Joseph holen, bester Bruder! — Er weiß zu packen, ist sehr sparsam!" —

„Joseph? — Nun wir werden sehen. — Heut' Abend reist er doch nicht ab — wir sprechen noch darüber."

„Du würdest Dich also doch von Derenfelde ganz und auf immer trennen können?" fragte Rudolf Seeberg staunend.

„Hm, können? — O ich glaub's. — Da ich nun einmal fort bin, bin ich fort! — Und sieh', wenn ich's so recht bedenke, hielt mich an Derenfelde jetzt — die letzten langen Jahre nur Die, die jetzt vor mir den Ort verlassen. Sie war mein Liebling, wie Du weißt! — An ihr und meinen Bildern hängt mein Herz! Glaub' nur: daß Trüffchen starb, Beppina mir von dannen flog, — es lag daran, daß sie nicht kam. — Sie sehnten sich nach ihr, die stets mit ihnen spielte und ihnen täglich Futter brachte. Das arme kleine Trüff, das tödtete der Gram, und Beppchen — ach, mein liebes Beppchen, die oft zu ihr, hin durch den Garten flog — hat sich verirrt, als sie sie suchte — oder — sucht sie noch."

„Wer ist das, den Du meinst?" fragte Rudolf hastig.

„Die Moorenfürstin! — Du weißt ja doch, wie ich sie liebte — und wie sie an mir hing."

„Ja, gewiß! — Doch ist sie fort von Derenfelde — sie heirathete bereits?"

„O nein, das nicht. Sie reiste aber ab. Sie reiste an demselben Abend fort, wo ihre Verlobung gefeiert worden war."

„Wohin — wohin — Du sagtest nichts davon."

„Du fragtest aber auch wohl nicht nach ihr."

„Nein — doch sag', wo ist sie hin?"

„Nach ihrer eigenen Besitzung, in das Moor. Wie heißt doch gleich der Ort? Hm, hm! — Nun, es wird mir wieder einfallen, — ein französischer Name!"

„Wie? Dorthin! Du irrst Dich ganz gewiß. Nachdem sie eben Braut geworden, reiste sie dahin — nach jenem öden Haus im einsam stillen Moor, im Haideland?"

„Du kennst das Haus?" —

„Bewahre, Du sprachst ja einst davon — doch, sag' um Gott — dahin ist sie gereist im tiefen Winter? — Wer ging mit ihr?" —

„Wer sollte mit ihr reisen, wenn nicht die alte Regine Dondorf — die alte Freundin ihrer Mutter! — Doch — die war gerade krank, und außerdem wollte sie auch allein sein, wie ich hörte."

„Das ist ja aber seltsam — ein solcher Wunsch bei einer Braut!"

„Ja, seltsam war's, und seltsam fanden es auch Alle, wie ich glaube."

„Verlobte sie sich denn nicht aus Neigung — ist sie nicht glücklich?" —

„Das weiß ich Alles nicht genau! — Die Einen sagten, der Vater hätte sie gebeten, und

sie's gethan, weil sie gemerkt, der Lieutenant liebe dessen schöne Frau; die Anderen — nun die meinten, sie habe sich verlobt, dem Leben in dem Hause zu entrinnen, das jetzt so anders sei. — Sie selbst sprach nichts von allen diesen Gründen, — sie sagte einfach, sie sei Braut und reise in das Moor, weil ihre Eltern Derenfelde bald verlassen würden, um ihres Vaters Gesundheit halber den Winter im südlichen Frankreich zu verleben."

„So war sie also bei Dir, eh' sie reiste? — War sie sehr traurig?"

„Ja — der Abschied fiel uns Beiden schwer! — Sie weinte viel und bitterlich — fast sah es aus, als sei sie mehr denn traurig — als sei sie trostlos — und verzweifelt." —

Der jüngere Bruder, der den älteren beständig beobachtete und auch bei diesem Gespräch ihn nicht einen Augenblick außer Acht gelassen, — ihm fiel nicht allein der andauernde, wenn auch ganz leichte Farbenwechsel im Gesicht Rudolf's auf — er bemerkte auch die gewisse Hast und unverkennbare Erregung bei seinen raschen Fragen, und suchte vergeblich in Zusammenhang zu bringen, wie Jemand aus Liebe mit einer Fürstin verlobt sein — und nach einer andern Fürstin mit solchem — Interesse forschen könne.

Hatte der junge Mann, seiner Ansicht nach, auch schon so viel von Welt und Menschen gehört — so war er doch noch nicht so weit, ihre Räthsel zu lösen, die sie unablässig dem Menschengeiste aufgiebt.

Dies Räthsel, das ihn jetzt beschäftigte, war aber bestimmt — ihm nicht immer unerklärlich zu bleiben! —

Zwölftes Kapitel.

In dem zu Schloß Arnstein gehörigen Dorfe war es nicht nur Sitte, das Weihnachtsfest mit Glockengeläute einzuweihen, es herrschte dort der noch schönere Gebrauch, eine kirchliche Feier am Christabend selbst zu begehen. Den Schloßbewohnern, die am Abend nach jenem, vielleicht eine halbe Stunde von ihrem Gute gelegenen Dorfe hinüber zu fahren pflegten, war Fräulein Anna Burgen am Nachmittag schon vorausgegangen. Sie wollte der beschäftigten Frau Predigerin noch ein wenig bei der Christbescheerung behülflich sein, die, aus dem Ertrag milder Beiträge bestritten, für Arme und Kranke im Schulhause stattfand und welche von den beiden Damen aufgebaut und geordnet wurde.

Wie staunte Fräulein Anna Burgen, als sie an dem Nachmittag in der Pfarrwohnung einen

Herrn fand', der trotz seines veränderten Aussehens, das Jahre langer Aufenthalt in fremden Zonen ihm gegeben hatte, ihr dennoch sehr bekannt vorkam, obschon im ersten Augenblick sie sich weder seines Namens entsann, noch der Verhältnisse, in denen er gelebt hatte und wo sie ihn einst kennen gelernt haben mußte. — Ihr gutes Gedächtniß kam ihr aber bald zu Hülfe. Sie erkannte in ihm den Grafen Benno Arnstein, — einen Verwandten der Familie, — bei welcher sie jetzt war, und den sie zuerst vor Jahren gesehen, als sie im fürstlich Reiffenstein'schen Hause als Erzieherin fungirte. Aber nicht nur, daß Fräulein Burgen sich bald seines Namens, seiner Person entsann, — sie erinnerte sich dann auch sofort, daß er einst Fürstin Vera heiß geliebt hatte, mit dieser verlobt gewesen war zur Zeit, da jene fünfzehn Jahre zählte, und — daß ihre Untreue ihn aus Heimath, Stellung und Vaterland vertrieben! —

„Fürstin Vera!" Wie zitterte jede Fiber von Fräulein Burgen bei Erinnerung dieses Namens — beim Gedanken an diese Frau, deren Lächeln ihr tagtäglich sagte, was sie erreicht — mit ihrer Schönheit dämonischem Zauber erreicht hatte! —

Bekannt war Fürstin Vera's Verlobung mit

Seeberg in der That nicht; denn Graf Arnstein und seine Frau hatten, von der Fluth der Ereignisse gedrängt, ihre Zustimmung zu der Partie zwar gegeben, doch nur unter der Bedingung ertheilt, daß Beider Bündniß so lange noch Geheimniß bleiben solle, wie Fürstin Vera in ihrem Hause lebe.

Wußte diese Verlobung aber auch Niemand — Fräulein Anna Burgen hatte sie errathen, und Alles in der schönen Frau Benehmen bestärkte ihre Befürchtung und ihren Verdacht! —

Als Fräulein Burgen's Freundin, die Frau Predigerin, ihr dann im Vertrauen an jenem Nachmittag mittheilte, daß Graf Benno wohl nicht aus dem Grunde zuerst zu ihnen in's Pfarrhaus gekommen sei, den er angegeben habe, um ihrem Manne Nachrichten und Grüße von einem in Algier ansässigen Verwandten zu bringen, sondern — um von seiner alten Flamme, Fürstin Vera, etwas zu hören, bevor er sie wiedersähe, — in jenem Augenblick belebte sich von Neuem Fräulein Anna's Muth, und ihre Hoffnungen stiegen wieder, die Fürstin Vera's Glück gebrochen und — vernichtet hatte. —

In fast fieberhafter Hast beschleunigte sie ihre Verrichtungen im Schulhause, stürzte dann in

das Pfarrhaus zurück und fragte den Grafen, ob sie ihm vielleicht das Geleit nach dem Schlosse geben solle, da der neue, kürzere Weg — durch das Wäldchen dahin — ihm sicher unbekannt wäre.

Graf Benno, der die treulose Verrätherin Fürstin Vera, seine frühere Braut, noch immer liebte, wenn dies Gefühl sich auch einmal mit Haß und Verachtung untermischt hatte — er nahm das Anerbieten der Gouvernante um so lieber an, als die Pfarrerin ihm schon bei ihrem Kommen gesagt hatte, daß die genauesten Nachrichten über seine Verwandte ihm Fräulein Burgen geben könnte, die sie jeden Augenblick erwarte.

So gingen sie denn mitsammen durch den Wald! — Sie gingen so langsam unter seinen Fragen — ihren Antworten und Berichten, daß sie im Schlosse anlangten, als die Herrschaft bereits zur Kirche gefahren war. — Fräulein Burgen hatte diese Zögerung berechnet und die Verspätung absichtlich herbeigeführt, um dem Grafen Zeit zu lassen, alle Nachrichten zu überdenken, die sie ihm über Fürstin Vera gegeben. — Dem jungen Manne war's nach allem Gehörten ebenfalls lieb, seinen Verwandten noch nicht zu begegnen. Er war in einer Weise aufgeregt, wie er kaum für möglich gehalten noch durch Nachrichten über eine Frau

erregt werden zu können, — die ihm schon in ihrer frühesten Jugend Beweise ihrer Koketterie und ihres Wankelmuths gegeben, und die er nach dem Verrath, den sie an ihm begangen — nun zu Allem fähig gehalten hatte.

Jetzt war sie frei, und hatte sie auch, wie Fräulein Burgen sich ausgedrückt, den armen Seeberg nur aus Langeweile geliebt, und war der Mann thöricht genug gewesen, zum Opfer ihr zu fallen — so hatte sie mindestens bei dieser Wahl nicht, wie einst, Eide gebrochen und ein Herz mit Füßen getreten. Dennoch ärgerte, kränkte und verletzte dieser neu geschlossene Bund der Fürstin den jungen Graf am meisten. Seit lange gewöhnt, von seinem Denken und Empfinden sich Rechenschaft abzulegen, that er's denn auch nach Fräulein Burgen's Worten, und wie — wie entsetzte er sich — als er klar fühlte, daß — anstatt die Frau zu hassen, von der er hörte — die alte Macht der Liebe zu ihr auf's Neue in ihm hervorgebrochen, seit sie frei — und er zurückgekehrt zur Heimath — einzig ihrethalben! —

Gehaßt — aus vollster Seele hatte er sie gehaßt, die nicht nur seiner Jugend Traum und Glück gemordet und leichtsinnig fortgeschritten war über seine Liebe zu neuen Triumphen; — er hatte

sie auch gehaßt, weil sie heiter, fröhlich, glücklich gewesen, während er verzweifelnd kämpfte,. litt und unterlag.

Das Zerreißen aller heimathlichen Bande hatte ihm zwar Ruhe gebracht, indessen Frieden — fand er erst spät wieder, und vergessen — hatte er Fürstin Vera niemals! —

Mit ziemlicher Klarheit fühlte all' dies Arnstein von Neuem nach Fräulein Burgen's Mittheilungen, — und mit Entsetzen dachte er an die Möglichkeit, daß die Frau, die ihn schon einmal so unglücklich gemacht hatte — jetzt auch noch triumphiren sollte über ihn.

Darum mußte er ruhig werden, bevor sie kam. Er wollte und mußte ihr mit dem Wesen des Mannes entgegentreten, der seiner Jugend Traum längst begraben und vergessen, — und vor Allem durfte nichts in seinem Wesen und Benehmen gegen sie von den Hoffnungen hervorleuchten, die seine Rückkehr in die Heimath hauptsächlich veranlaßt hatten! —

Wie froh war Arnstein daher, als Fräulein Burgen — die ihn durchschaute, die ihn zum Werkzeug ihrer Pläne brauchte — aus guter Absicht lachend sagte, nachdem sie länger denn eine Stunde noch zusammen geblieben waren:

„Nun, mindestens Sie, Graf Arnstein, werden mit Ihrer Ruhe nicht in das Netz dieser Circe fallen; doch ob sie Ihnen das verzeiht, ist eine andere Sache!"

Er. lächelte — er freute sich, zu hören, daß sie ihn für ruhig hielt, denn dann konnte er ja auch die Anderen täuschen! — Gefaßt sah er darum der Ankunft seiner Verwandten und Fürstin Vera's entgegen.

Fräulein Burgen hatte nicht unrecht mit ihrer Behauptung. Man sah's ihm in Wahrheit nicht an, daß er gekämpft und gelitten. Die ersten Erlebnisse seiner Jugend hatten nur dazu beigetragen, die Ruhe und den Ernst der Mannesjahre frühzeitiger in ihm hervorzurufen und zu fördern, hatten ihm jene Sicherheit und geistige Ueberlegenheit gegeben, die sich so oft gerade die dann aneignen, die einmal schnell und rauh aus der Welt ihrer Ideale gerissen und in die Wirklichkeit versetzt sind. — Jene bitteren und traurigen Jugenderfahrungen hatten denn, mit den späteren Ereignissen seines Lebens zusammenwirkend, ihn zu einem der bedeutendsten Menschen und außergewöhnlichsten Charaktere gestaltet, welche das Leben und die Welt zeigt.

Sowie Graf Arnstein den Typus eines ernsten

schönen Mannes abgab, so war's noch mehr sein Wesen, das diesen vortheilhaften Eindruck erhöhte und in angenehmster Weise vervollständigte. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Fürstin Vera zuckte beim Anblick dieser außergewöhnlichen Erscheinung nicht nur zusammen, als Arnstein sie mit der feinsten Form eines gewandten Weltmanns begrüßte; sie erbebte auch tief im Innern, als sie die höflich ernste, kühle und gemessene Freundlichkeit wahrnahm, mit der er sie im Anfang behandelte, um sie dann von Tag zu Tag nicht nur vergessen zu machen, daß er sie früher je gekannt oder gar in einem intimeren Verhältniß zu ihr gestanden hatte — nein, sie auch wahrnehmen ließ, daß er Alles vergessen, was sie einst an einander gebunden! — Berührte er im Gespräch die Vergangenheit, geschah es nur, um sie mit Ernst und einem an Verachtung streifenden Tone „die Zeit seiner Thorheit“ zu nennen!

Thorheit — Thorheit! — sein Jugendglück zu heißen! — Nein, so hatte Fürstin Vera — wenn sie's überhaupt gethan — sich am allerwenigsten das Wiedersehen mit ihrem Jugendgeliebten ausgemalt! — So hatte noch kein Mann der Welt sie behandelt! —

Benno Arnstein schlug aber jedenfalls den besten und richtigsten Weg in der Behandlungsweise dieser Frau ein, wenn er überhaupt daran dachte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, oder gar wünschte — ihre Liebe zu erringen. Er hatte die Frauen kennen gelernt — gute und böse — er wußte ganz genau, wie er die Schlimmste zu behandeln hatte, und behandelte nach diesen gesammelten Erfahrungen diese Frau, die ihm einst Treue geschworen, um so schnell wie möglich das Gelübde wieder zu brechen, als sich ihr eine glänzendere Partie geboten hatte.

Den ersten Abend war Fürstin Vera erschrocken über dies Wesen Graf Benno's — am folgenden Tage fand sie sein Benehmen lächerlich. Dann beschloß sie ernstlich, ihn nicht nur zu prüfen, ob er sie so völlig vergessen habe — sondern beschloß auch, ihn dafür zu strafen, daß er wagte, so kühl, so selbstbewußt zu sein und ihrer Schönheit Macht so ruhig zu trotzen.

Bei dieser Prüfung eines neuen Herzens vergaß Fürstin Vera zwar noch nicht ganz die geheiligten Ansprüche, die sie vor Kurzem erst einem Andern gestattet hatte, an sie zu erheben; — aber — es war ihr nicht interessant genug, an diesem Andern, dessen Liebe sie nun sicher war,

unabläſſig zu denken! — Sie, deren Hauptbeſchäftigung des Lebens war, die Gewalt ihrer Schönheit zu erproben, konnte ſich, ihrer Anſicht nach, jetzt nicht, aus thörichter Rückſicht gegen den abweſenden Geliebten, um den anregenden und unterhaltenden Genuß bringen, die Macht ihrer Reize an dem zu prüfen, der ſich einſt derſelben ſo völlig unterworfen — nun aber frei davon gemacht zu haben ſchien und bei ihren erſten Bemühungen um ſeine Aufmerkſamkeit — ſeine Gunſt — ihr, der Verwöhnten, nur ein Lächeln ſtiller Verachtung zu Theil werden ließ. — Sie gerieth bei dem Lächeln, bei ſeiner Ruhe, völlig außer ſich — ja, ſie dachte ſogar daran, ob ſie den Thörichten, den in heißen Ländern zu Eis Erſtarrten nicht lieber aufgeben ſolle, und fragte ſich, ob ihre Bemühungen nicht an einen Unwürdigen verſchwendet wären? —

Das ſonderbare Ehrgefühl dieſer Frau forderte aber „Fortſetzung dieſes Kampfes“; — ihr nie raſtender Durſt nach Eroberung — erſehnte den Sieg, und ſie kämpfte weiter um den Beſitz eines Herzens, das ſie einſt ſo leichtſinnig geopfert hatte. Je weiter ſie ging, deſto mehr zog Benno Arnſtein ſich zurück, und er, der in den erſten Tagen des Zuſammenſeins mit Fürſtin Vera in faſt fieber=

hafter Aufregung gewesen, wurde nun ruhiger, überließ den aufreibenden Zustand bangen Hoffens ihr, und war nur darauf bedacht, sie nie bemerken zu lassen, wie lieb und theuer sie seinem Herzen noch war.

Graf und Gräfin Arnstein, welche von den widrigsten Umständen gezwungen worden waren, ihr Heirathsproject mit dem Minister und Fürstin Vera fallen zu lassen, beobachteten jetzt mit Entzücken Fürstin Vera's neueste Passion — ihr Spiel mit dem Neffen, obschon mitunter auch Seeberg ihnen aufrichtig leid that, daß er sein Vertrauen auf ein so wankelmüthiges Herz gesetzt hatte. Sie beschwichtigten ihr ermahnend Gewissen indessen dadurch, daß sie sich entsannen, ihn hinreichend gewarnt zu haben; ihm gesagt, Fürstin Vera sei die unpassendste Gefährtin für ihn, und ihn gebeten, von der Idee abzustehen, sie zu heirathen. —

Da sie sich mit reinstem Gewissen sagen konnten — dies Alles gethan zu haben — hielten sie's für überflüssig, sich ferner in das Verhältniß zu mischen, und ließen der ihnen so willkommenen Sache ihren Lauf.

Dieser Fortgang war, daß Fürstin Vera, anstatt in den ersten Tagen des neuen Jahres nach D..dorf abzureisen, sich Ball- und Gesellschaftstoilet-

ten aus Paris verschrieb, sich im Hause und bei Festen immer reizender, immer verführerischer schmückte und — an den harrenden Seeberg mit bedauernden Worten die Kunde sandte, „daß ihre Angelegenheiten sich nicht so schnell beenden ließen, als sie gehofft, er aber warten möge ohne Verzweiflung — wie sie es thue — und fest überzeugt sein, daß sie zu ihm eilen würde, sobald es ihr nur möglich wäre."

Nachdem Gräfin Arnstein diese erste Klippe umschifft sah, deren Strömung die geliebte Schwester von ihrer Seite zu reißen gedroht, da förderte sie ein Vergessen übernommener Pflichten, um die Rücksichten ihres Standes nicht aus den Augen gesetzt zu sehen, wie Fürstin Vera ihrer Ansicht nach durch eine Verbindung mit Seeberg zu thun beabsichtigt hatte. Sie sprach mit ihrem Gemahl, nachdem sie einen Plan entworfen. Dieser redete wiederum offen mit seinem Neffen, und als der Carneval in der Residenz nahte, theilten Graf Arnstein und seine Frau eines Morgens der Fürstin Vera mit, daß sie und ihr Neffe in die Hauptstadt reisen würden, und fragten an, ob sie sie dahin begleiten oder auf dem Schlosse zurückbleiben wolle.

Kluger Weise stellten sie der eigenwilligen

Frau ganz die Wahl, und als Fürstin Vera leise die Schwester um Rath bat, entgegnete jene ruhig:

„Du mußt Dir ferner allein rathen, geliebte Vera, nachdem Du unsere Wünsche ganz außer Acht gelassen hast. Ich kann Dir nur sagen, daß wir uns freuen würden, gingest Du mit uns, und verzögertest auf diese Weise mindestens etwas eine Heirath, von der ich nun einmal nicht Dein Glück erwarte, und so gern sähe, daß Du Dich noch prüftest!"

Ob Fürstin Vera von dieser Heirath — so wie vor wenig Wochen noch — ihr Glück erwartete? — Wir glauben's kaum, denn wie hätte dann Anderes, als ihre Liebe zu Seeberg, so viel Reiz und Interesse für sie haben können? — Statt eines Wortes der Entgegnung an ihre Schwester, lauschte sie nur gespannt auf das, was ihr Schwager hinzusetzte. Mit feinem Lächeln sprach nämlich der Graf:

„Eine allgemeine Heirathsepidemie scheint in der Welt zu herrschen! Mein guter Freund, der Herr Minister, hat sich mit einem jungen schönen Mädchen verlobt, und Benno verbindet mit der Reise in die Residenz auch die Absicht, sich unter den Töchtern unseres Landes eine Frau zu suchen."

Der Minister getröstet — Benno Arnstein

heirathen! Sah man den Zorn der Fürstin über Beides, man hätte kaum glauben sollen, daß sie selbst vor Kurzem erst ein Ziel erreicht, das sie so heiß erstrebt hatte! — Dies Ziel war aber jetzt erreicht — und ist das bei manchen Menschen der Fall, hört ihr Interesse daran auf. Zu diesen ewig Neues und Anderes wollenden Personen zählte Fürstin Vera. Sie beschloß, mit in die Residenz zu reisen, um solch' völligen Abfall von sich zu verhindern, wie ihr Jugendgeliebter gegen sie im Schilde führte.

Man reiste! — Benno Arnstein mit seinem ausländischen Gesicht und seinem exclusiven Wesen wurde eine Art Centralpunkt in der Gesellschaft; in den Kreisen aber, wo man hauptsächlich Werth auf Verstand und Bildung legte, war er ein gesuchtes und geehrtes Mitglied.

Fürstin Vera verfolgte fast mit Neid seine Erfolge in der Frauen- und Männerwelt, und immer mehr wurde jener Mann, der ihre erste Liebe gewesen und welcher sie scheinbar jetzt verachtete — ihre ausschließliche Leidenschaft — das Ziel ihrer Wünsche! — —

Und der Andere — Jener, den ihre Koketterien an sich gefesselt, den sie berauscht — bezaubert und beglückt, — dem sie Treue gelobt und

ein baldiges Wiedersehen verheißen hatte? — Dieser Mann, dieser unglückliche, verrathene Seeberg wartete auf sie Tag um Tag, Stunde für Stunde! — Mit innerem Jubel sah er die Kette fallen, die ihn an Heimath und Vaterland gefesselt, — sah durch sein bewilligtes Abschiedsgesuch seine Carrière zerstört, — welche das Glück und Hoffen seiner alten Mutter gewesen, — sah freudigen Herzens den Boden festen Halts unter seinen Füßen fortgerissen, den Jahre der Mühen, Jahre rastlosen Fleißes ihm doch erst verschafft hatten! — Ja, — er blickte nicht bedauernd rückwärts auf's Aufgegebene und Verlorene, — nur hoffend und vertrauend vorwärts in das neue Leben an der Seite der Geliebten — auf die neue Laufbahn im Gebiete und Lande der Kunst!

Wohl hatte Gräfin Arnstein recht gehabt, als sie zur Fürstin Vera Seeberg's neues Streben nicht ein Aufblicken zu glänzendem Stern, sondern — als Verfolgen lockenden Irrlichts bezeichnet hatte. — Ein Irrlicht war die Frau in der That für ihn gewesen, — lockend, verleitend, — Gefahr drohend und bringend, wenn er sich nicht zu retten verstand. Ob das geschah — die Zukunft muß es lehren! — Für jetzt schaute er noch verlangend und sehnend in jenes Irrlichts blendenden Schein; doch

bald sollte seinem Hoffen Tod und Vernichtung folgen, und er einsehen, auf wen, auf was er gebaut! —

Gräfin Arnstein hielt es gegen Ende der Saison endlich für angemessen und Pflicht, Seeberg einen freundlichen Brief mit nicht mißzuverstehenden Andeutungen zu senden, — warum Fürstin Vera nicht in D..dorf erscheine.

Der aus all' seinen erträumten Himmeln stürzende Verlobte reiste nach der Residenz, um sich mit eigenen Augen von dem Thatbestand zu überzeugen, und ob es in Wahrheit möglich, daß — nachdem Fürstin Vera sich mit ihm verlobt — der heimgekehrte Geliebte ihrer frühesten Jugend sein Nebenbuhler geworden sei! —

Nur dem Grafen Arnstein gab er Kunde von seinem Kommen und seinen Absichten. Jener verstand ihn nur zu wohl, als daß er ihm nicht behülflich gewesen wäre, die gesuchte Erkenntniß zu erlangen; — außerdem lag's in des Grafen Wünschen, daß Seeberg Abstand nahm von der Idee, die Fürstin zu heirathen. — Er verschaffte ihm gleich für den ersten Abend seiner Anwesenheit in der Residenz ein Billet zu einem großen Maskenballe, auf dem er Fürstin Vera finden sollte und beobachten konnte.

Dort, wo ein dunkles Pilgerkleid Seeberg ganz unkenntlich machte und seine Braut ihn auch am wenigsten vermuthen konnte, spähte er mit Angst und tiefer Seelenpein nach der Geliebten, die bald seine Gattin hatte werden wollen.

Er fand sie auch gar schnell, denn unverkennbar war die herrliche Gestalt — des Auges Strahl und Leuchten Jedem, der sie erblickt in ihrer hoheitvollen Grazie und tief geschaut in jener dunkeln Sterne Licht.

Ja, Seeberg fand sie; — doch kaum, daß er sie gefunden, sah er auch ein, daß er sie verloren, und wie dieser Verlust — obschon schmerzlich immer — für einen echten Mann von keinem großen Werthe bleiben durfte — konnte!

Seeberg sah die Fürstin nämlich ihrem Begleiter, dem Grafen Benno, der so ruhig ernst an ihrer Seite hinschritt, Blicke zuwerfen voller Gluth und Leidenschaft — Blicke, so berauschend und bezaubernd, wie sie vor Kurzem nur für ihn gehabt; — er sah sie lächeln, wie sie da ihm zugelächelt hatte, als auf dem Balle in Arnstein sie ihn um jene Alpenrose bat — ein Lächeln, deß Erinnern ihn vor Seligkeit erzittern ließ, und jetzt — voll Schmerz und Scham erbeben machte! —

„Sie hat kein Herz!" — Wie tönten plötzlich diese Worte wieder in seinem Ohr, und mit welcher Centnerschwere legte sich nun erst jener Ausspruch Helene Adelka's über sein Empfinden — über sein Glauben, Hoffen, Lieben! —

„Sie hat kein Herz!" — Unter Pein, Qual und Jammer gewann er an zwei anderen Abenden, wo er Fürstin Vera im Theater beobachtete, die volle Erkenntniß dieser Worte, — und nachdem er die ganze Bitterkeit dieses inhaltschweren Urtheils durchkostet, wandte er sich mit zuckendem, blutendem Herzen ab von diesem Herzen, das ihn nicht nur getäuscht — sondern ihn auch verrathen und betrogen in der schmählichsten Weise! —

Ein kurzer Brief Seeberg's brachte Fürstin Vera ihre Freiheit zurück, welche sie schon — bevor sie dieselbe noch erhalten — zu den Füßen eines Andern niedergelegt hatte — zu den Füßen Benno Arnstein's, der noch immer — zum bittersten Kummer der schönen Frau — sehr zweifelhaft auf diese Gabe schaute und dem Anschein nach vorsichtig genug war, zu prüfen, ehe er von Neuem vertraute.

Bezaubert — völlig bezaubert war Graf Benno von der Frau, er konnte nur noch immer nicht vergessen, was sie ihm einst als Mädchen

angethan, und so rasch, wie er als Jüngling gehandelt, so längsam, ernst und besonnen that der Mann jeden Schritt vorwärts in der ihn so beseligenden Gunst — vorwärts, um erst ganz sicher zu sein.

Diese völlige Sicherheit glaubte er durch die Ruhe zu gewinnen, mit der sie Seeberg's Brief hinnahm, von dem ihm sein Onkel heimlich Mittheilung machte. — Daß er abermals irrte, indem er auf diesen schwankenden Charakter noch einmal sein Glück baute — ahnte er nicht; und in dem aufwallenden Strom blinder Leidenschaft dachte er nicht an jenen Strudel und die Untiefen, über welche solcher Strom immer fortbraust, — wie Welle über Welle sich bricht, wenn sie schäumend und sprudelnd dahin fließt, und wie es nicht immer ergötzt, solch' Wogen und Treiben zu verfolgen, — wie matt und müde der Geist wird, wenn niemals ein Ufer erreicht ist, das Halt und Stütze ihm bietet.

Seeberg war nach voller Erkenntniß des Verlorenen edel genug, den Grafen Arnstein zu beklagen über den Gewinn solches Herzens. Traurig und gedrückt kehrte er zu seiner Mutter und zu seinem Onkel zurück, die tief erschüttert seinen Bericht anhörten. — Er traf seine Vorbereitungen

zur alleinigen Abreise nach Italien, einer Reise, die sein Onkel ihm auf's dringendste anrieth und als bestes Mittel erachtete für sein künftig Fortkommen in der Welt.

Angsterfüllt hatte die Mutter seiner Reise nach der Residenz zugesehen — noch besorgter blickte sie aber auf seine Zurüstungen für die lange — vielleicht ewige Trennung von Heimath und Vaterland.

Die Bilder, welche ihr Bruder — der alte Maler — ihr von des Sohnes Zukunft entwarf, gaben ihr weder Trost, noch Beruhigung. Jene Malerexistenz war ein Element, das sie nicht kannte, dem sie keinen Glauben auf dauernde Befriedigung abzugewinnen vermochte, und in der sie am wenigsten das Glück ihres Lieblings begründet sah. Trübe blickte sie in jene ihr ganz fremde Welt, — bangend auf den Sohn, der abermals hinaustrat in das Leben, und sichtbar mit gedrücktem Geist, mit halbgelähmten Schwingen — dort kämpfen mußte — unterliegen konnte — und dessen Sieg über sich und der Verhältnisse Schwere ihr immer zweifelhafter erschien.

Wie sie sich auch mühte, ihm des Herzens bange Angst zu verbergen, er erhaschte jenen Blick der Muttersorge gerade an dem Tage, als er von

ihr schied, — und als er sie danach gefragt, da schüttete sie noch einmal das ganze Herz vor ihm aus und bekannte offen, was sie drückte — was sie quälte.

Ruhig ließ er sie Alles sagen — ruhig hörte er sie auch an; — dann, als sie geendet und seiner Antwort harrend zu ihm aufblickte, führte er sie unter das Christusbild in ihrer Stube, zu dem sie ihn einst hingeleitet hatte, als er zum ersten Male in die Welt trat, und sprach ernst:

„Du liebe Mutter, Du verwiesest mich einst, als ich zum ersten Male von Dir schied und hinging in das Leben, an Den, der hier im Bilde so fest vertrauend steht und dessen ganzes Herz Dem zugewendet ist im Hoffen und im Glauben, der da dem Meer gebietet, daß es ruhig wird, und in der Welt der Menschen Schicksal lenkt! — Stets hab ich' Ihm vertraut — auf Ihn mich auch verlassen, und war wohl darum niemals ganz verlassen, wie einsam ich auch immer stand! — Ich werd's auch nimmer sein, — denn Hülfe, Beistand, das verheißt der Herr ja stets den Seinen, und — ich bin sein noch immer, — ob ich auch aus dem Reich Derer schied, die in der Welt sein Wort verkünden und seinem Dienste vorzugsweise sich widmen. — — Sieh', Mutter, hin auf

Ihn! — sieh' auf dies Bild, das Dir den besten Trost bei meinem Scheiden geben kann. — Steht Er nicht auch in Sturm und Wogen? — umringt Ihn nicht Gefahr und Tod? — Ja, Mutter, starb Er doch — um auferstehen zu können! — — An jenem Tage nun, geliebte Mutter, wo ich wieder zu Dir kam — vor wenigen Monden — beging man das so frohe Fest seiner Geburt, — heute, heute — wo ich von Dir scheide, — da ist die ernste Feier seines Todes; — und bricht der Auferstehungsmorgen an und ruft der Glocken Klang Dich hin zur Kirche, — dann bin ich fern von Dir — weit in der Welt bereits von Neuem! — Man sagt nun zwar, der Mensch soll an kein Omen glauben, — sich nicht an Tag' und Stunden hängen, die vergehen! — Ich kann's nicht ändern, daß ich's thue und mich oft abhängig mache von äußeren Dingen, und diese einflußreich, von Vorbedeutung für mein Leben halte und erachte. So denn auch jetzt! — Und Dich, Dich bitt' ich, theile meinen Glauben, daß auch für mich — nach dem Charfreitag des Lebens — ein Ostermorgen anbricht, ein Auferstehungsfest zu neuem — besserem Dasein!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.